



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

37. JAHRGANG ■ 2 | 2008





Hafenmarkt 10, Esslingen.
Beispiel für nach Befund rekons-
truierte Vertikalschiebeläden.
(Foto: Iris Geiger-Messner, RPS)

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

2/2008 37. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmal-
pflege im Regierungspräsidium Stuttgart
in Verbindung mit den Fachreferaten
für Denkmalpflege in den
Regierungspräsidien.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Präsident Prof. Dr. Dieter Planck

Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:

Dr. C. Baer-Schneider, Dipl.-Ing. V. Caesar,
Dr. D. Jakobs, Prof. Dr. C.-J. Kind,
Dr. C. Mohn, Dr. K. Preßler,
Dr. P. Wichmann, Dr. G. Wieland,
Dr. D. Zimdars

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart

Lektorat: André Wais

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner / Verena Schmyneč

Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolai-Otto-Straße 14,

89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 23000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei

gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Geneh-
migung des Landesamtes für Denkmal-
pflege. Quellenangaben und die Über-

lassung von zwei Belegexemplaren an
die Schriftleitung sind erforderlich.

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Inhalt

- 67 Editorial
- 69 Zum Schöpfungsportal des
Freiburger Münsters
Ein Bildprogramm mit „Stilbruch“
Stefan King
- 77 Über den Bauzaun geschaut
Ausgräber erforschen die Überreste
des ehemaligen Vincentiuskranke-
hauses und Dominikanerklosters im
Quartier Unterlinden in Freiburg
Andrea Bräuning/Martin Strotz
- 82 Ein lange vernachlässigter
Fachbereich
Textilarchäologie in der Denkmalpflege
Johanna Banck-Burgess
- 88 Vertikalschiebefenster
Schieben statt Drehen
Hermann Klos
- 95 Genaues Hinschauen wird belohnt
Barocke Flurmalerei, Schriftfelder
und zahlreiche Funde in einem Wohn-
haus des 15. Jahrhunderts in Bodels-
hausen (Kreis Tübingen)
Luise Schreiber
- 101 Ortstermin
Verborgenes ans Licht gebracht
Funde aus einem Keller in
Bodelshausen, Kreis Tübingen
Beate Schmid
- 103 Kleindenkmale haben weiterhin
Hochkonjunktur
Zwischenbericht zum
Saisonauftritt 2008
Martina Blaschka/Ulrike Plate/Reinhard Wolf
- 108 Kann man da drin wohnen?
Kleinbäuerliches Anwesen
Hauptstraße 15 in Nehren
mit überraschender Baugeschichte
Holger Friesch
- 111 Ortstermin
Was lange währt, wird endlich gut.
Die Kastellstraße 71 in Isny –
vom Abbruchkandidaten zur
gelungenen Nutzung
Anne-Christin Schöne
- 113 Ortstermin
Das Haus der Sammlung Domnick
in Nürtingen, Oberensinger Höhe
Susann Seyfert
- 115 Denkmalporträt
Gutes Rad war lieb und teuer
Die Wagnerei Krieg in Gaggenau-
Bad Rotenfels
Clemens Kieser
- 117 Rezensionen
- 121 Neuerscheinungen
- 121 Ausstellungen

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlotten-
platz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Mit dem Wechsel der Schriftleitung unserer Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ regte sich vor anderthalb Jahren der Wunsch, eine Leserumfrage durchzuführen. Ziel war es, zu erfahren, wie Sie als Leser die Zeitschrift bewerten und ob es aus Ihrer Sicht Entwicklungsbedarf gibt. Heft 3/2007 lag daher ein Fragebogen bei, in dem Sie Ihre Anregungen und Kritik äußern konnten. Knapp 1200 Leser nutzen diese Gelegenheit und schickten uns die Bögen ausgefüllt zurück. Dabei scheuten Sie weder den zeitlichen Aufwand für das Ausfüllen noch die Kosten für das Porto; ja, wir erhielten sogar zahlreiche Leserbriefe, in denen Sie uns Ihren Dank aussprachen und uns ermunterten, so weiterzumachen wie bisher. Für diese rege Teilnahme möchten wir uns ganz herzlich bei Ihnen bedanken. Zehn Teilnehmer haben wir aus dem Stapel der Rückmeldungen ausgelost und ihnen ein Buchpaket im Wert von 100 Euro zugesendet.

Die Auswertung der Leserumfrage begann mit der Analyse des Leserprofils. Hierbei ergaben sich eine deutliche Dominanz männlicher Leser (gut 4/5 Männer im Verhältnis zu knapp 1/5 Frauen) sowie ein hoher Altersdurchschnitt: Knapp drei Viertel der Leser sind 50 Jahre oder älter (Abb. 1). Unter den Frauen gibt es deutlich mehr jüngere Leser (vor allem in der Altersgruppe zwischen 30–39) als bei den Männern. Dies liegt vermutlich in der klassischen Rollenverteilung begründet sowie im höheren Anteil berufstätiger Frauen in dieser Altersgruppe. Die Beteiligung jüngerer Leser unter 29 Jahren war sehr gering.

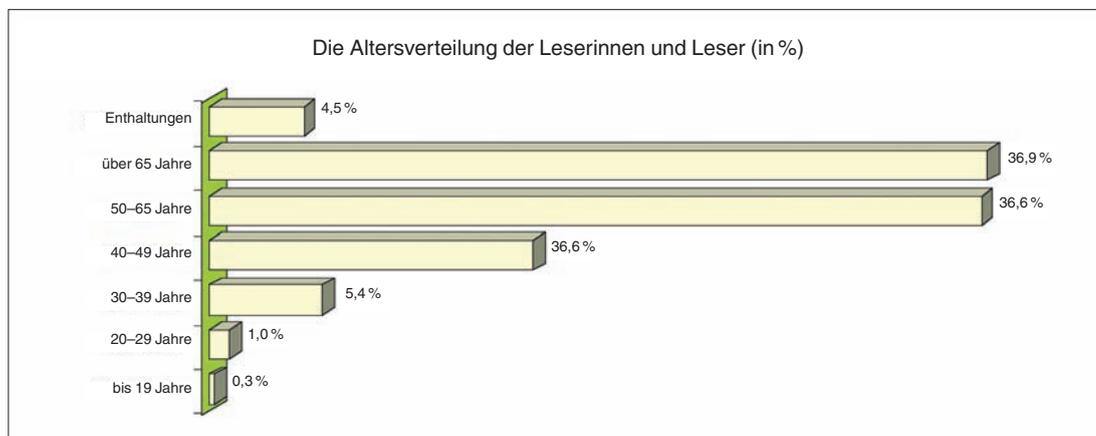
Die Zeitschrift ist für eine heterogene Zielgruppe konzipiert. Dass dieses Konzept greift, bestätigte die Auswertung des fachlichen Hintergrundes der Leser. Nach Streichung der Doppelnennungen

sind 46,5 % aller Befragten interessierte Laien, 7,3 % besitzen einen beruflichen Bezug zur Denkmalpflege und 0,3 % sind reine Denkmaleigentümer/-nutzer (Abb. 2). Der tatsächliche Anteil der Denkmaleigentümer unter den Lesern liegt deutlich höher, kaum einer ist jedoch ausschließlich Denkmaleigentümer. Unter den interessierten Laien stellen die Rentner, Berufstätigen und Heimatkundler die größten Gruppen. Unter den Personen mit Bezug zur Denkmalpflege sind die Architekten am stärksten vertreten, gefolgt von den Restauratoren, Kunsthistorikern, Baufachmännern, Mitarbeitern einer Kommunal- oder Landesbehörde, Handwerkern und Archäologen. Die Denkmaleigentümer sind im Schnitt etwas jünger als die Leser der übrigen Berufsgruppen (zwischen 40 und 59). Auch zahlreiche Lehrer, Pfarrer, Ärzte und Rechtsanwälte/Notare lesen die Zeitschrift.

Um die Erwartungen der Lesergruppen unterscheiden zu können, wurde die Auswertung nach Geschlecht, Alter und fachlichem Hintergrund der Leser differenziert. Allgemein wurden Konzept, Gestaltung, Themenspektrum und Erscheinungsweise des Heftes bestätigt, sodass sich kein grundsätzlicher Änderungsbedarf ergibt.

Gleichwohl erhielten wir viele konstruktive Verbesserungsvorschläge, die Herausgeber, Schriftleitung und Redaktionsausschuss derzeit diskutieren. Über die Ergebnisse dieser Gespräche und die Folgen für die Zeitschrift werden wir Sie im nächsten Heft informieren.

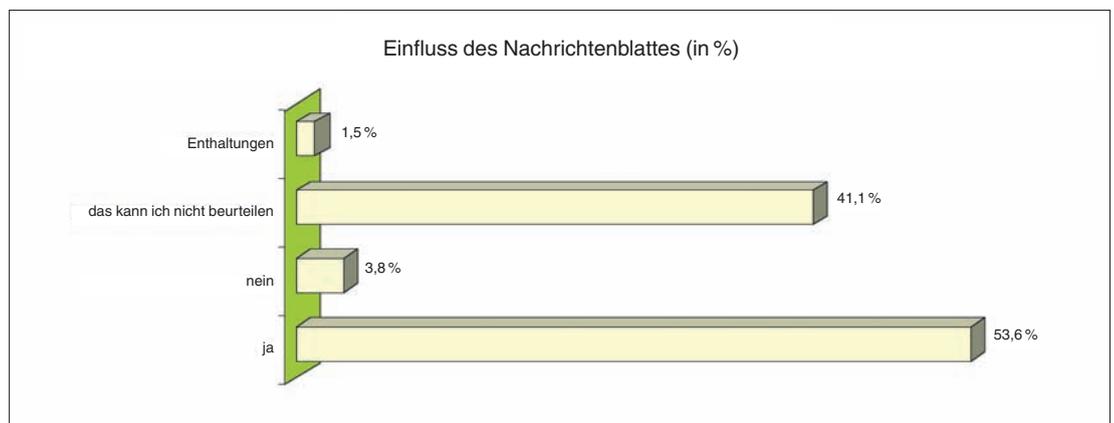
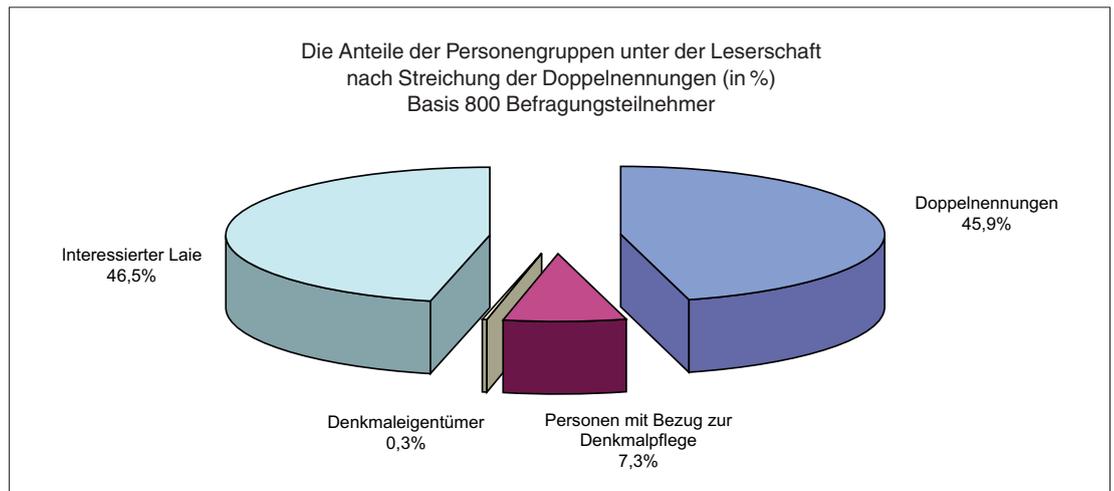
Große Freude bereiteten uns die Erkenntnisse zur Wirkung des Nachrichtenblattes. Mit knapp 90 % bestätigt die überwältigende Mehrheit der Leser, dass die Zeitschrift ihr Bild von der Denkmalpflege beeinflusst hat. Die Mehrheit (53,6 %) schreibt dem Nachrichtenblatt einen Einfluss auf denk-



1 Balkendiagramm zur Altersverteilung.

2 Tortendiagramm mit Anteilen der Personengruppen laut Umfrage.

3 Balkendiagramm: Einfluss des Nachrichtenblattes.



malrelevante Entscheidungen in Baden-Württemberg zu (Abb. 3). Knapp 52 % der Leser mussten bislang denkmalrelevante Entscheidungen treffen. Vier Fünftel geben an, dass sie sich dabei von der Lektüre der Zeitschrift beeinflussen ließen. Diese positive Resonanz bestätigt uns in unseren Bemühungen und ermuntert uns, künftig weiter aktiv über die Denkmalpflegebelange zu informieren. Mit rund 50 Jahren ist das Nachrichtenblatt die älteste populäre Fachzeitschrift der Landesdenkmalpflege eines Bundeslandes und zugleich mit Abstand die mit der weitesten Verbreitung. Aufgrund dieser positiven Erfahrungen haben sich inzwischen viele andere Landesdenkmalämter unsere Zeitschrift zum Vorbild genommen.

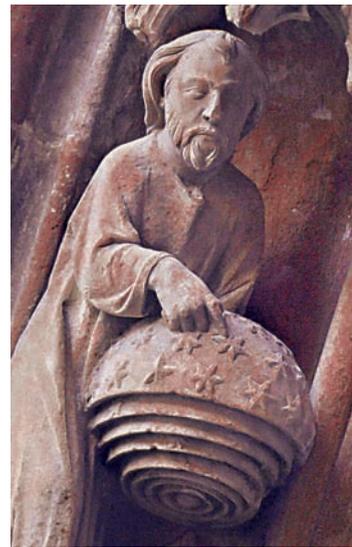
Abschließend möchten wir uns noch einmal bei allen Lesern für Ihre Treue und Ihr Interesse an der Denkmalpflege Baden-Württembergs bedanken. Wir hoffen, Ihnen auch in Zukunft regelmäßig und aktuell über unsere tägliche Arbeit und laufende Projekte berichten zu können und wünschen, dass wir mit einer konsequenten, dezenten Fortentwicklung des Heftes Ihre Erwartungen noch besser erfüllen können als bisher.

Dr. Irene Plein
Schriftleitung

Zum Schöpfungsportal des Freiburger Münsters Ein Bildprogramm mit „Stilbruch“

Am Schöpfungsportal des Freiburger Münsters lässt sich innerhalb des Bildprogramms ein stilistischer Bruch beobachten, zu dessen Ursache es unterschiedliche Thesen gibt. Als im Herbst 2006 ein Gerüst auf der Außenseite aufgestellt wurde, um Restaurierungsarbeiten an Skulpturen und Architekturgliedern durchzuführen, konnte mit Methoden der Bauforschung die Portalarchitektur genauer untersucht werden. Dabei fand man nicht nur einen Lösungsansatz zur Frage des Stilbruchs, sondern auch überraschende Erkenntnisse zum Entwurfsprozess der Portalarchitektur.

Stefan King



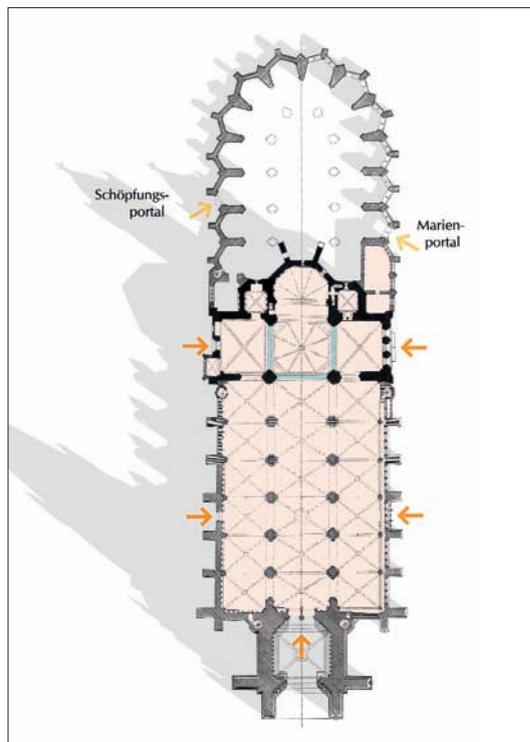
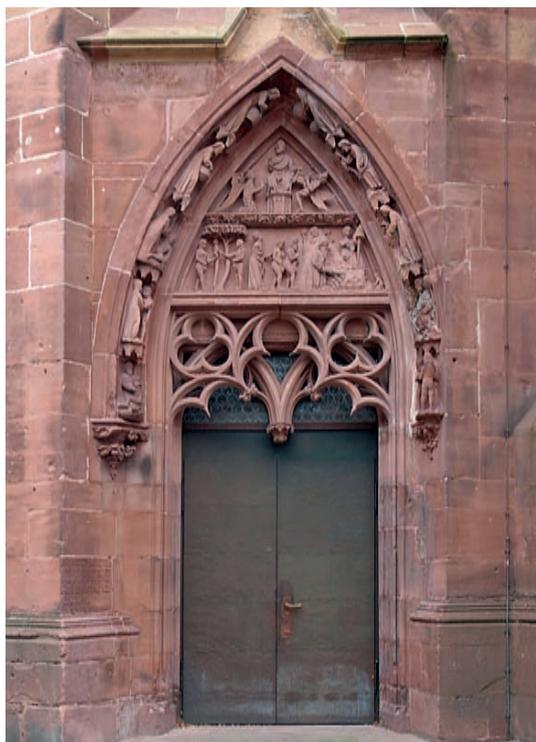
Auf der Nordseite des Freiburger Münsters bildet das Schöpfungsportal einen direkten Zugang in den Chorumgang (Abb. 1). Auf seiner Außenseite ist in die Mauerfläche eine Inschrift in großen gotischen Minuskeln eingehauen, die von der Grundsteinlegung zum Chorbau im Jahre 1354 berichtet:

„Von·gottes·geburt·m·ccc
Und·liiii·iar·an·Unser·fro
Wen·abent·in·der·vasten
leit·man·den·ersten·stein
an·dise·kor.“

Nachdem der Bau des Chores rundherum bis zu einer Höhe von 6 bis 7 m ausgeführt war, stockten die Arbeiten und kamen für etwa ein Jahrhundert zum Erliegen (Abb. 2). Um 1470 setzte

man den Bau fort, der sich noch bis weit ins 16. Jahrhundert hinzog. Anhand von Architekturformen, Steinmaterial, Oberflächenbearbeitung und Steinmetzzeichen ist die Zäsur zwischen beiden Bauphasen deutlich nachvollziehbar. Im Portalbereich verläuft sie direkt unterhalb des Fensersohlbankgesimses und wird von den Steinen am Scheitel der Archivolte (vorgelagerter Bogenlauf) leicht überragt. Über diese Trennlinie gehen auch die Ausführungen des vorliegenden Textes nicht hinaus.

Ein reiches Bildprogramm zeichnet das Portal aus. Untergebracht ist es in einem Archivoltenbogen und auf dem Tympanon (Bogenfeld) auf der Außenseite, sowie – eher ungewöhnlich – auf einem weiteren, zum Innenraum gerichteten Tympanon



1 Das Schöpfungsportal des Freiburger Münsters zeichnet sich durch ein reiches Bildprogramm aus und bietet mit einem zweischaligen Aufbau und sich überlagernden Maßwerken eine eigenwillige Entwurfslösung.

2 Das Freiburger Münster im Zustand um 1370, als die Arbeiten am 1354 begonnenen Chorbau für längere Zeit zum Erliegen kamen (ohne Nebenbauten und Kirchhofmauer). Das Schöpfungsportal sollte auf der Nordseite und das Marienportal auf der Südseite in den Chorumgang führen.

3 Dargestellt auf der Außenseite (links) die Schöpfungsgeschichte, auf der Innenseite (rechts) die Passion Christi.



(Abb. 3). Mit dem Sturz Luzifers in der Tympanonspitze beginnt die Bildfolge. Die Ereignisse der Schöpfungstage werden als fortlaufende Szenenfolge in der Archivolte wiedergegeben, von oben nach unten in unregelmäßigem Seitenwechsel – je nachdem, wie die Bücher Genesis 1 und 2ff im Alten Testament miteinander verknüpft werden – bis zum Verlöbnis von Adam und Eva unten rechts. Im unteren Tympanonfeld findet sich die Fortsetzung mit Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradies und Mühsal des irdischen Daseins. Die Erlösung von diesem Joch ist auf dem innenseitigen Tympanon mit der Passion Christi dargestellt. Sie beginnt mit der nächtlichen Wache am Ölberg

im unteren Bildstreifen links und endet mit der Kreuzigung im oberen Feld.

4 Das Bildprogramm ist aus Skulpturen unterschiedlicher Zeitstellung zusammengesetzt, die sich in Komposition und Stil deutlich unterscheiden: Skulpturen des späten 13. oder beginnenden 14. Jahrhunderts (oben) und der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Bauzeit des Portals (unten).

Ein Stilbruch im Bildprogramm

Besonderes Augenmerk richtete man bei den Untersuchungen auf eine Fragestellung, die mit den fünf obersten Archivoltenskulpturen in Verbindung stand. Hier ist Gottvater jeweils als Einzelfigur mit sinnbildlichem Beiwerk wiedergegeben und findet auf der Deckplatte des darunter liegenden Baldachins genügend Platz (Abb. 4, oben). Sorgfältig sind die Figuren aus dem Stein gehauen, sie zeigen scharf geschnittene Gesichtszüge, tief gefurchte Haarsträhnen, knappe Bärte und kommen den menschlichen Körperproportionen recht nah. In der statischen Auffassung und der etwas starren Körperhaltung wird der harte Stein als Werkstoff spürbar. Insofern weisen sie Merkmale der oberrheinischen Kunst des späten 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts auf, die von den Bauhütten Straßburgs und Freiburgs geprägt wurde.

Demgegenüber sind die übrigen Skulpturen szenenhaft mit meist mehreren Figuren von insgesamt etwas geringerer Körpergröße komponiert (Abb. 4, unten). Wie auf einer Bühne stehen sie innerhalb der Archivolte jeweils auf einem eigenen Untergrund, der teilweise ganz erheblich über den Baldachin vorsteht. Insgesamt erscheinen die Figuren bewegter, die Körperproportionen gedrunken, die Köpfe zu groß und die Bärte lang. Mit ihrer weichkantigen, nachlässigeren Ausformung und den gewellten Haaren wirken sie wie aus Ton modelliert. Dabei waren unterschiedliche Hände am Werk, wie etwa ein Vergleich mit den Darstellungen Gottvaters in der Tympanonspitze und Archivolte zeigt. Szenenhafte Komposition und lebendige Auffassung kennzeichnen die Bildhauerkunst jener Epoche, die durch die Baumeisterfamilie der Parler geprägt worden ist. Somit lassen sich diese Skulpturen mit dem Bau des Chors in der zweiten Hälfte



des 14. Jahrhunderts in Zusammenhang bringen. Also wären die frühdatierten Archivoltenkulpturen mindestens ein halbes Jahrhundert eher geschaffen worden, lange vor der Grundsteinlegung zum neuen Chor.

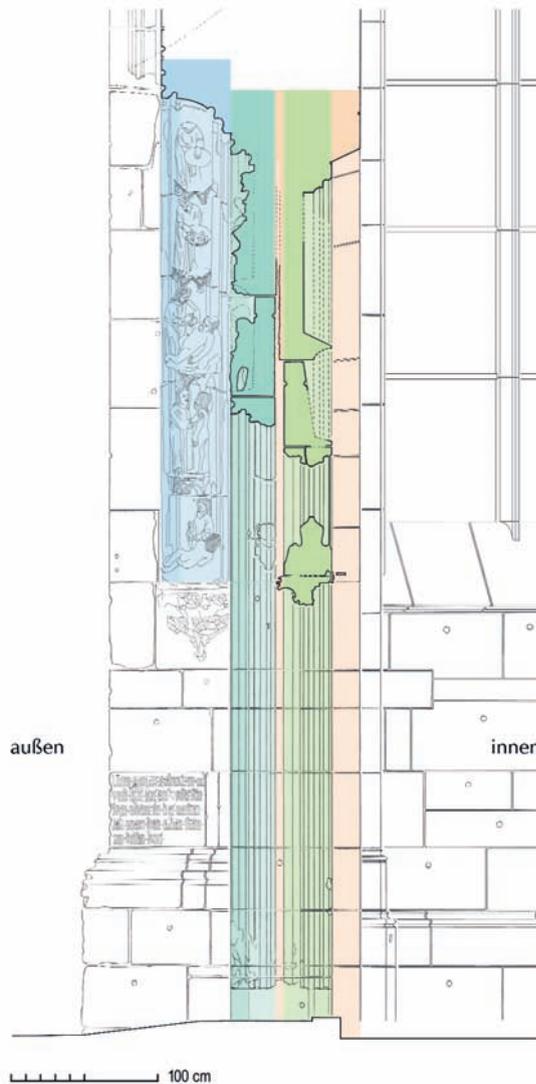
Zur Ursache dieses stilistischen Unterschieds gab es verschiedene Thesen. Karl Schäfer ging 1899 noch davon aus, dass das Schöpfungsportal das Werk eines einzigen Meisters sei. Wilhelm Vöge wies 1915 den stilistischen Bruch erstmals nach, beobachtete aber, dass eine der fünf betroffenen Skulpturen überarbeitet worden sei und zudem in die Chorarchitektur einbinde. Daraus schloss er, dass während des Chorbaus das Werk von einem hochbetagten Bildhauer begonnen und nach dessen Tod von seinen jüngeren Nachfolgern weitergeführt worden sei. Otto Schmitt bekräftigte 1926 diese These. Dagegen konnte Adolf Weis 1952 von einer größeren zeitlichen Differenz ausgehen, indem er die einbindende Skulptur den jüngeren Bildhauern zuschrieb. Neben diesen Thesen war zu Beginn der Untersuchung auch eine komplexe Entstehungsgeschichte mit mehreren Bauphasen nicht auszuschließen.

Die Architektur des Portals

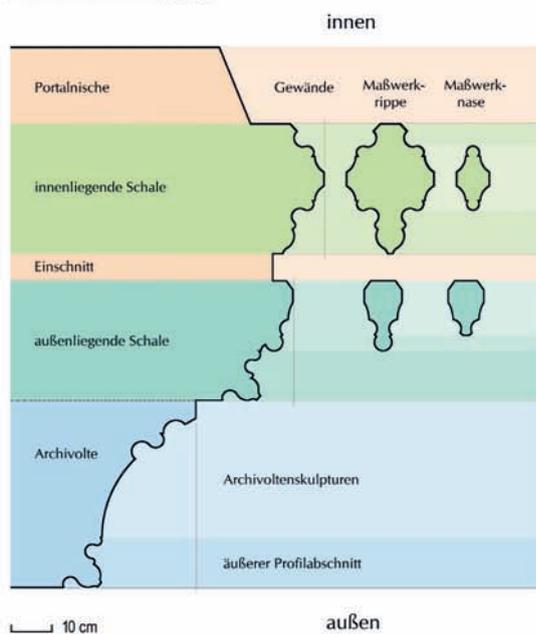
Der Chorbau ist als Umgangschor mit Kapellenkranz angelegt und das Schöpfungsportal in eine der Chorkapellen eingefügt (Abb. 2). Der dafür zur Verfügung stehende Bereich war knapp bemessen, wurde aber optimal für eine lichte Öffnung von rund 2 m ausgenutzt.

Das Portal setzt sich aus zwei Schalen zusammen, zwischen denen konstruktiv eine schmale Lücke besteht (Abb. 5). Mit der Profilierung wurde auf diese Situation Rücksicht genommen in Form eines Einschnitts, der die Abschnitte der äußeren (türkis) und der inneren Schale (grün) voneinander trennt. Rückseitig schließt das äußere Maßwerk in einer glatten Fläche ab und ist nur für die Ansicht von der Außenseite her vorgesehen. Das sehr viel stärker dimensionierte Maßwerk des inneren Abschnitts wurde nach beiden Seiten profiliert und stellt eine Vermittlung zwischen Außen- und Innenraum her. An seiner Innenseite war und ist die Tür angeschlagen. Die Archivolte (blau) verläuft nur im Bereich des Bogenfelds und wird nach oben mit einer vorgeschobenen Wandflucht weitergeführt.

Der Spitzbogen ist überhöht ausgebildet, sodass die Kreismittelpunkte weit außerhalb des Bogenfeldes zu liegen kommen (Abb. 6). Maßwerke und Archivolte beginnen bereits knapp einen halben Meter unterhalb der Kreismittelpunkte, sodass der untere Teil vertikal verläuft. Gestalterisch tritt der eigentliche Bogenansatz überhaupt nicht in Erscheinung (orange). Zum Vergleich ist ein

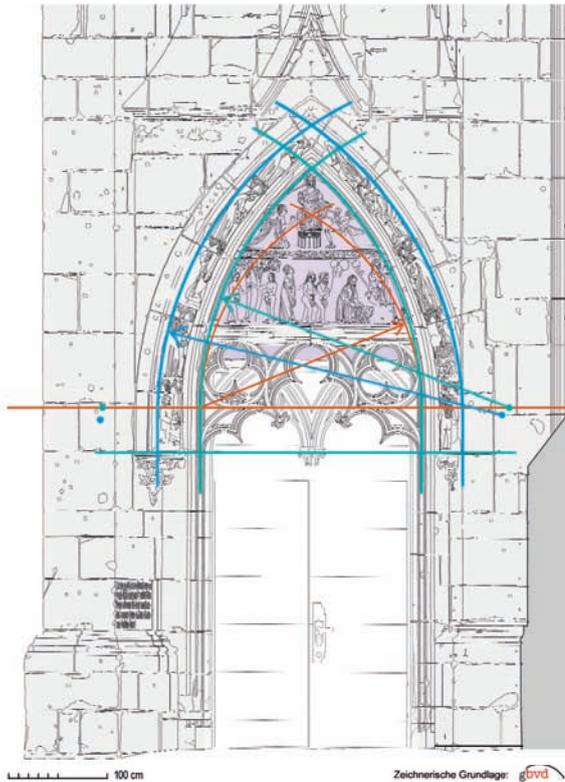


5 Das Portal ist aus einer äußeren (türkis) und einer inneren Schale (grün) aufgebaut, ergänzt um eine vorgesetzte Archivolte (blau). Entsprechend werden innerhalb der Profilierung die beiden Schalen durch einen Einschnitt voneinander getrennt.



gleichseitiger Spitzbogen eingezeichnet (orange). Die Tympana füllen das Bogenfeld nicht aus, sondern ihre Unterkanten liegen weit oberhalb des Bogenansatzes, 130 bzw. 90 cm über dem unteren Ende von Archivolte und Maßwerk (violett). Die Figuration des außen liegenden Maßwerks

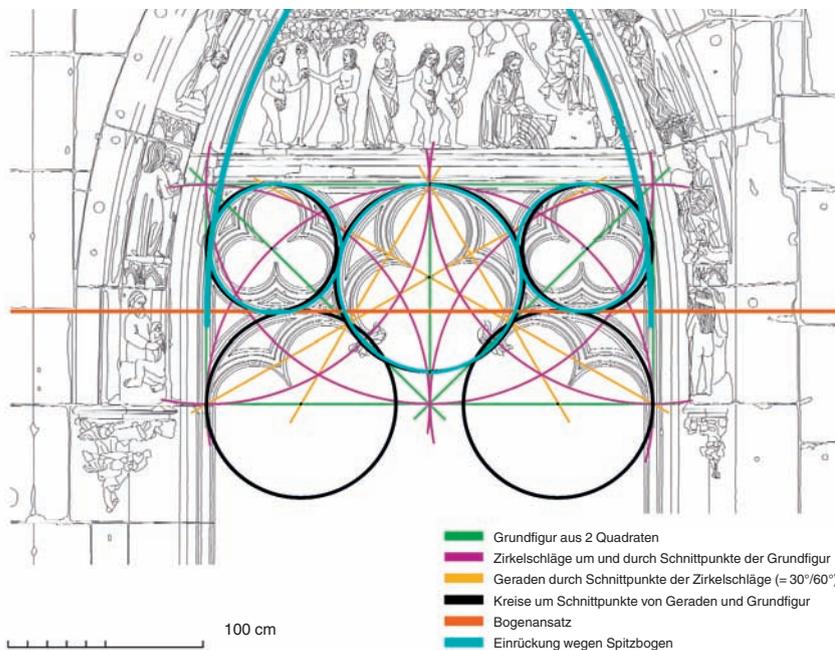
6 Der Spitzbogen ist überhöht ausgebildet (hell- und dunkelblau; zum Vergleich ein gleichseitiger Spitzbogen orange). Maßwerke und Archivolte beginnen unterhalb des Bogenansatzes (orange). Die Tympana füllen das Bogenfeld nicht vollständig aus (violett).



basiert auf einer geometrischen Konstruktion aus zwei Quadraten, innerhalb derer sich die Kreise der großen und kleinen Pässe tangieren (Abb. 7). Durch den innerhalb des Maßwerks liegenden Bogenansatz sind jedoch die oberen Ecken abgeschnitten. Dem begegnete man, indem die beiden kleineren Pässe einfach zur Mittelachse hin verschoben wurden. Das ging auf Kosten des mittleren PASSES, der in der Breite einige Zentimeter verloren hat. Beim Maßwerk der inneren Schale trat dieses Problem nicht auf.

Von außen wird durch das Maßwerk hindurch die glatte Rückseite des zum Innenraum gerichteten

7 Im Maßwerk der Außenschale ist eine geometrische Unstimmigkeit festzustellen, hervorgerufen durch den die oberen Ecken abschneidenden Bogen, denen man durch Verschieben ausgewichen ist.



Tympanons sichtbar, was unpassend wirkt. Unterschiedliche Rahmenbedingungen scheinen die Ursache dafür zu sein. Bei der äußeren Schale war die Höhe des Maßwerkfeldes durch die Wahl der Maßwerkfigur geometrisch genau festgelegt. Bei der inneren Schale war offensichtlich maßgeblich, dass für die Kreuzigungsdarstellung im Tympanon Höhe benötigt wurde. Bereits beim unteren Bildstreifen führte das dazu, dass die Köpfe der Figuren bis ganz knapp an die Oberkante reichen. Sicherlich hat man sich mit der Wahl der inneren Maßwerkfigur nach dieser Vorgabe gerichtet. In der Überlagerung ergänzen sich die beiden Maßwerkmotive, indem in der offen gehaltenen Mitte des äußeren Maßwerks die Bogenschenkel des inneren sichtbar werden und der kapitellartige Endungsstein eine zentrale Position einnimmt. Wie das Maßwerk beginnt auch der Archivoltenbogen unterhalb des eigentlichen Bogenansatzes und sitzt dort auf sehr feingliedrig gearbeiteten Laubkonsolen. Er folgt zwar dem Portalbogen, doch nehmen Abstand bzw. Breite nach oben hin merklich ab. Auf der rechten Seite wird er teilweise vom hier aufsteigenden Strebpfeiler verschluckt.

Steinmaterial und Steinschnitt

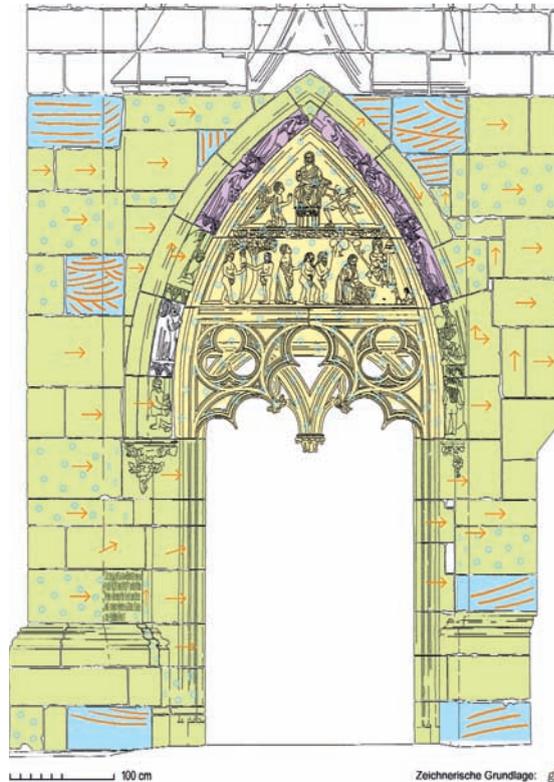
Eine Kartierung des verwendeten Steinmaterials wurde von Dipl.-Geol. Astrid Hirsch, Freiburg, erstellt (Abb. 8). Darin fällt auf, dass ein geringer Unterschied zwischen den einfachen Mauerquadern (grün) und den aufwendiger geformten Werksteinen (gelb) besteht, weil für letztere besseres Steinmaterial ausgesucht wurde. Einzelne Steine einer anderen Varietät sind gleichmäßig eingestreut (blau). Besonders aufschlussreich ist hingegen, dass fünf der Archivoltenkulpturen aus anderem Steinmaterial beschaffen sind (violett). Nicht zufällig handelt es sich dabei um genau jene Gruppe, die anhand kunsthistorischer Betrachtungen stilistisch früher datiert werden kann.

Bis zur Höhe des Ansatzes von Maßwerk und Archivolte ist die Portalöffnung aus Werksteinen aufgebaut, die alle von außen bis innen durchbinden und dabei beide Profilabschnitte aufnehmen (Abb. 9). Sie bilden mit dem daran anschließenden Quaderwerk von Wandflächen, Strebpfeilern außen und Eckdiensten innen einen homogenen Steinverband, wozu auch der mächtige Block mit der Gründungsinschrift gehört. Erst im Bereich von Maßwerken und Tympana wird die im Profil angelegte Trennung in zwei Schalen auch konstruktiv vollzogen. Das Maßwerk der außen liegenden Schale setzt sich aus zwei großen Werkstücken zusammen; das der inneren Schale aus dreien, wobei das mittlere zwar als Keilstein eingepasst ist, der größte Teil des Stücks aber nach unten hängt. Die Tympana beider Schalen

sind jeweils aus zwei großen, gestellten Steinplatten aufgebaut, zwischen denen ein schmaler Hohlraum bis zum Bogenscheitel hinaufreicht. Die Archivolte ist als konstruktiv eigenständiger Bogen der Mauerflucht vorgelagert und trägt einen entsprechend vorgeschobenen Mauerverband. Figuren und darunter liegender Baldachin wurden jeweils aus einem Stück gearbeitet. Aber nur einige davon hängen mit dem vorgelagerten Bogenprofil zusammen, während die übrigen getrennt davon versetzt sind. Dies trifft vor allem für den höheren Teil der Archivolte zu, wo sogar die Lage der Fugen zwischen Skulpturen und äußerem Bogenlauf nicht übereinstimmt. Wiederum betrifft das alle fünf frühdatierten Skulpturen. Und sie weisen noch ein weiteres gemeinsames Merkmal bezüglich des Steinschnitts auf: Ihre Unterseiten verlaufen in einem etwas engeren Bogenstich, als er vom Archivoltenbogen vorgegeben wird und wie er bei den unteren bauzeitlichen Skulpturen gemessen werden kann.

Fugen und Steinversatz

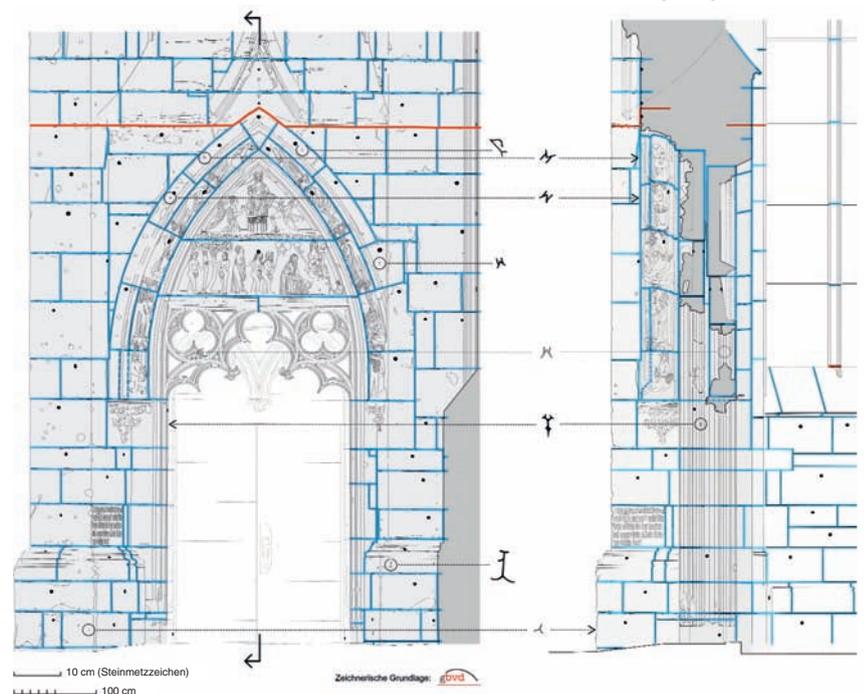
In praktisch allen Mauerquadern finden sich Zangenlöcher, die zum Anheben mit einer Greifzange dienten. Aber auch komplexere Werkstücke und figürliche Bildhauerarbeiten weisen Zangenlöcher auf (Abb. 9, schwarze Punkte). In der Regel sind die Steine in hellem Kalkmörtel versetzt, und in die Fugen wurden kleine Steinsplitter (Schroffen) eingedrückt. Die Stoßfugen zwischen den einzelnen Maßwerkstücken wurden mit Blei ausgegossen (Abb. 10, violett). Auch die Tympanonplatten sitzen auf Bleiguss, jedoch auf schmale Bereiche am Rand beschränkt, damit die Platten belastungslos frei gespannt werden konnten. Über Mörtelfugen, Bleifugen und in die Zangenlöcher verstrich man einen feinen Deckmörtel im Farbton des Sandsteins, mit dem offenbar eine farbliche Angleichung an den Steinverband angestrebt wurde. Untereinander sind die Maßwerke und Tympana der beiden Schalen mithilfe zahlreicher Eisenklammern in einer Weise verbunden, wie es nur während des Bauvorgangs möglich war (Abb. 9, orange). Sie sind wechselweise ins Oberlager eingehakt bzw. in eine vertikale Fläche eingeleit, während für die untersten Klammern Zwickel im Maßwerk zum Einhaken ausgenutzt wurden, was deren zur Mitte verschobene Lage bestimmt hat (orange Pfeile). Zwei weitere Eisenklammern hat man in die Bogenschenkel des Maßwerks der inneren Schale eingelassen und mit leichter Biegung dem Bogenlauf angepasst. Fugen oder Risse, die damit stabilisiert oder repariert werden sollten, sind nicht vorhanden. Vermutlich brachte man dem hängenden Werkstück aufgrund seines hohen



8 Die am Portal zu beobachtenden Steinvarietäten sind in unterschiedlichen Farben dargestellt. Neben weiteren Merkmalen geben die Pfeile die Ausrichtung der Schichtung innerhalb der Werkstücke an.

Gewichts eine gewisse Skepsis entgegen setzte vorsorglich gleich eine Bruchsicherung ein. Innerhalb der Archivolte fällt bei der Gruppe der fünf frühdatierten Skulpturen auf, dass ihre Köpfe über die obere Fuge des Blocks hinausragen. Damit sie überhaupt Platz finden konnten, wurden an zweien der Baldachine die rosettenbesetzten Endstücke mehr schlecht als recht abgeschlagen (Abb. 11, links oben). Ganz offensichtlich wurden die Blöcke am Oberlager zurückgearbeitet, verbunden mit der Absicht, die dann vorstehenden Köpfe in die Baldachine hineinragen zu lassen, offenbar aber ohne dies vorher zu testen. Man darf sich den Ärger auf der Baustelle damals vorstellen, als die Rosetten im

9 In Ansicht und Längsschnitt sind das Fugenbild (blau), die Trennlinie zwischen den beiden Chorbauphasen (dunkelrot) und Zangenlöcher (schwarze Punkte) dargestellt. Steinmetzzeichen sind in stark vergrößertem Maßstab herausgezogen.



Wege standen, denn eine ästhetisch befriedigende Lösung ließ sich hier nicht mehr erzielen.

Die Rücklagen der frühdatierten Skulpturen sind von der Rückseite her sehr knapp abgearbeitet. Sie binden nur ganz flach in die Bogensteine ein und werden von unten nach oben immer dünnwandiger. Das führt dazu, dass die Archivolte in ihrer Breite stetig abnimmt. Zudem sind sie im vorderen Bereich etwas ausgehöhlt und über das Bogenprofil geschoben. Die dabei unvermeidlichen Ausbrüche und Fehlstellen wurden nach dem Versetzen mit dick aufgetragenem, hellrotem Mörtel nachmodelliert, weshalb die Fuge zwischen Skulptur und Bogenprofil kaum zu erkennen war.

Die Form der Baldachine

Die Archivoltenkulpturen sind jeweils mit dem unterhalb liegenden Baldachin aus einem Stein gearbeitet, auch dort, wo ein Untergrund für die Figurengruppe weit vorsteht. Wie unter den Skulpturen zwei stilistisch unterschiedliche Gruppen festgestellt werden können, so lassen sich auch unter den Baldachinen ganz deutlich zwei Formensprachen unterscheiden (Abb. 11). Drei Baldachine besitzen Spitzbogen, die mit Krabben in Form kleiner Blättchen oder archaisch anmutender, eingerollter Knospen besetzt sind und die mit leicht angespitztem Scheitel gegen eine dünne Deckplatte stoßen (I und II). Letzteres macht eine Datierung in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich. Die anderen fünf Baldachine zeichnen sich durch Kielbogen mit Krabben und breitgelagerter Kreuzblume sowie einen am oberen Rand umlaufenden Zinnen-

fries aus (III und IV), was eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nahe legt.

In Anzahl und Verteilung passen die Baldachine jedoch mit den Skulpturen nicht überall zusammen, denn zwei der frühdatierten Skulpturen sind mit Baldachinen der späteren Form aus einem Block gearbeitet (Abb. 12). Einer der früher einzuordnenden Baldachine blieb unvollendet (Abb. 13). Seine Gewölbekappen wurden nur grob ausgespitzt. Anstatt einer Rosette bildet eine glatte runde Scheibe den Schlussstein und an den unteren Bogenenden stehen noch Reste der Oberfläche des Rohblocks an, wo mit Ritzlinien ein Sechseck angerissen war. Offenbar hat man zunächst die Figur und dann erst den zugehörigen Baldachin ausgehauen. Dies gibt Anlass zur Vermutung, dass bei zweien der Skulpturen mit der Baldachinausarbeitung noch gar nicht begonnen worden war und sie erst im Rahmen der Errichtung des Schöpfungsportals aus dem Stein geschlagen wurden.

Das Marienportal

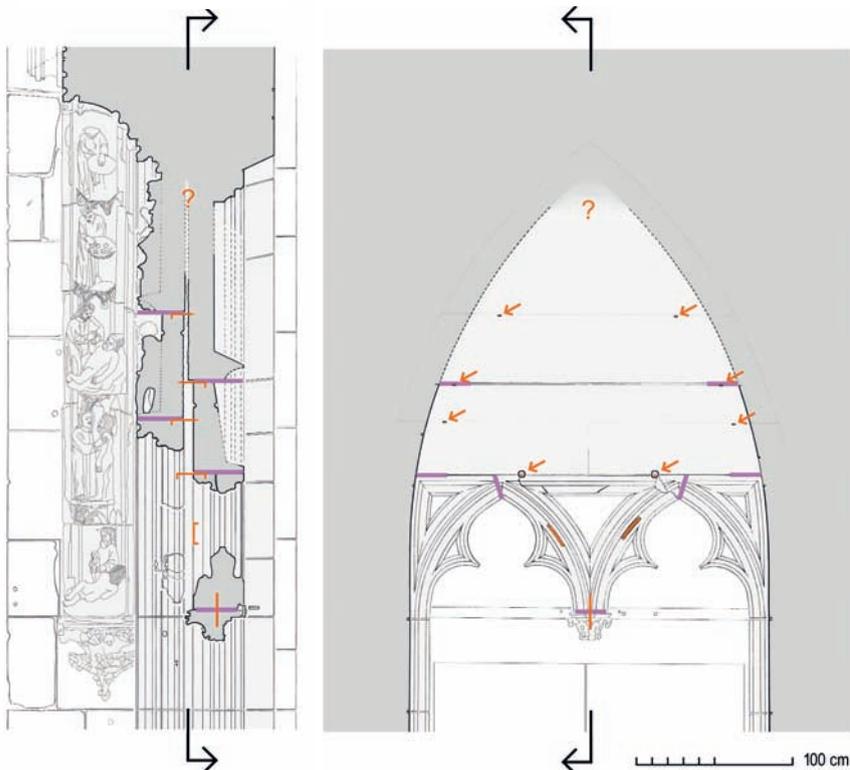
Das Schöpfungsportal besitzt ein Pendant auf der Südseite des Chors: das Marienportal (Abb. 14). Dieselbe Breite und Profilabwicklung sowie ein übereinstimmendes Steinmetzzeichen liefern Hinweise dafür, dass es um dieselbe Zeit entstand. Im Tympanon sind der Tod Mariens und ihre Krönung zur Himmelskönigin dargestellt. Nach Stil und Komposition können die Bildhauerarbeiten einer Bauzeit nach 1354 zugerechnet werden, auch wenn sie von anderer Hand geschaffen wurden als das Schöpfungsportal.

Viele der Eigentümlichkeiten des Schöpfungsportals sind hier nicht zu finden. Es gibt keine Archivolte, kein Maßwerk und keinen zweischaligen Aufbau. Die dennoch aus zwei getrennten Abschnitten bestehende Profilierung wurde so eingesetzt, dass der äußere Abschnitt umläuft und der andere Abschnitt mit dem Tympanon verbunden ist. Der Bogenverlauf beruht auf der Grundfigur eines gleichseitigen Spitzbogens, und das Bogenfeld wird vollständig vom Tympanon ausgefüllt. Mit dieser einfachen Geometrie repräsentiert es geradezu das Grundmuster eines gotischen Spitzbogenportals. Da gleichzeitig entstanden, lässt es sich zum Vergleich mit dem eigenwillig gestalteten Schöpfungsportal heranziehen.

Erkenntnisse zur Entstehung des Schöpfungsportals

Das Portal ist einschließlich des Bildprogramms Teil der ersten Chorbauphase. Dass die stilistisch früher datierten fünf Archivoltenkulpturen nicht für dieses Portal geschaffen, sondern älter sind und

10 Der Einsatz von Metallen im Steinverband: mit Blei vergossene Fugen (violett) und Eisenklammern (orange) im Bereich von Maßwerken und Tympanonplatten.



lediglich darin integriert wurden, machen Steinmaterial, Steinschnitt und Versatz deutlich. Beobachtungen an den Baldachinen geben Grund zur Annahme, dass die Skulpturen einen längeren Zeitraum unfertig liegen geblieben waren und im Schöpfungsportal erstmals Verwendung gefunden haben. Jedoch wurden sie nicht nur einfach darin eingebaut, sondern übten maßgeblichen Einfluss auf die Portalarchitektur aus.

Nicht auszuschließen ist, dass bereits die Wahl des Bildprogramms für das neue Portal deshalb auf die Schöpfungsgeschichte fiel, weil besagte fünf Skulpturen auf eine Verwendung warteten. Zu ihrer Unterbringung musste eine Archivolte vorgesehen werden, zu deren Vervollständigung weitere fünf Archivoltenkulpturen notwendig waren. Dabei bereitete die Größe der fünf schon vorhandenen Skulpturen ganz offensichtlich Probleme, auf die man in mehrfacher Weise reagiert hat.

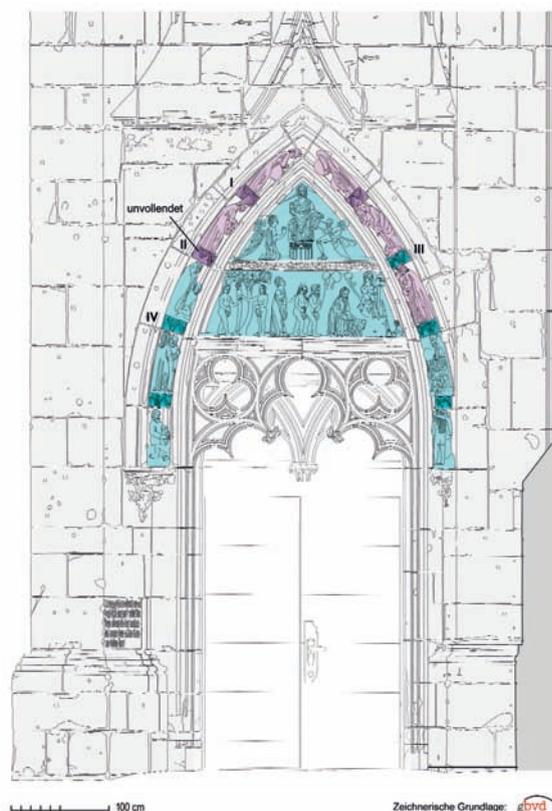
Da die Breite des Portals begrenzt war, hätte ein gleichseitiger Spitzbogen wie beim Marienportal zur Unterbringung der Skulpturen nicht ausgereicht. Um Platz zu gewinnen, wählte der Baumeister einen überhöhten Spitzbogen und zog den Beginn der Archivolte weit unter den eigentlichen Bogenansatz, was den Bogenlauf um über ein Drittel verlängerte. Nichts verrät dabei die tatsächliche Höhenlage des Bogenansatzes, und beide Maßnahmen schöpften nicht den Rahmen des Möglichen aus. Vielmehr geschah dies so moderat, dass unterstellt werden kann, der Baumeister habe diese Eingriffe als unschöne Manipulationen am zeitüblichen Formenkanon verstanden und vermeiden wollen, dass sie dem Betrachter auffallen. Aber die Verlängerung der Bogenläufe genügte noch nicht. Man musste sich ferner durch ein Kürzen der Steinblöcke behelfen, sodass die Köpfe ein Stück über das Oberlager in den darüberliegenden Baldachin vorstehen. Dass dies nicht ohne Probleme vonstatten ging, stellte sich offenbar erst beim Versetzen heraus.

Durch den tiefer gezogenen Archivoltenansatz stand der Baumeister vor der Frage, wie mit dem vergrößerten Bogenfeld umzugehen war. Mit einem Tympanon die ganze Fläche auszufüllen, wie beim Marienportal geschehen, hätte die gedehnte Bogenform augenfällig gemacht. Stattdessen wurde das Tympanon in seiner Größe den Proportionen eines gleichseitigen Spitzbogens angenähert. Dadurch kamen aber die Unterkanten beider Tympana weit oberhalb des Bogenansatzes zu liegen. Aus dieser Not machte man eine Tugend: Über die verbleibende Höhe wurden Maßwerke eingesetzt. Aufgrund der unterschiedlichen Höhenlage von äußerem und innerem Tympanon beschreiben sie unterschiedliche Figuren und bewirken so eine reizvolle Überlagerung.



Für die bis hierher geschilderten Besonderheiten des Schöpfungsportals kann eine Abhängigkeit von der Verwendung der fünf fröhdatierten Skulpturen unterstellt werden. Für den zweischaligen Aufbau mit nach innen gerichtetem Bildfeld lässt sich zumindest eine These formulieren, die in dieselbe Richtung weist. Ausgangspunkt dafür ist ein auffällig, sich geradlinig über mehrere Steinlagen erstreckender Fugenverlauf dort, wo die Archivolte in den Strebebfeiler einbindet, was als Hinweis für eine nachträgliche Einfügung interpretiert werden könnte. Dies müsste aber bereits während des Bauvorgangs geschehen sein, denn auf der Gegenseite und im unteren Teil fehlen entsprechende Befunde. Die aus zwei Abschnitten aufgebaute Profilierung setzt auch nicht not-

11 Unter den Baldachinen der Archivoltenkulpturen kann eine früher (I und II) und eine später zu datierende Gruppe (III und IV) unterschieden werden. Die Lage der Baldachine ist in Abb. 12 angegeben.



12 Sowohl unter den Skulpturen als auch unter den Baldachinen lassen sich jeweils eine fröhdatierte (violett) und eine bauzeitliche Gruppe (blau) unterscheiden, die in zwei Fällen nicht zusammenpassen, obwohl sie aus ein und demselben Stein geschlagen sind.



13 Blick von unten in einen Baldachin der Archivolte, der unvollendet geblieben ist und an seinen unteren Bogenenden noch Reste der Oberfläche des Rohblocks aufweist.

wendigerweise einen zweischaligen Aufbau voraus, wie das Marienportal zeigt. Es könnte also die Möglichkeit bestehen, dass für die Nordseite anfänglich ein ähnlich einfach aufgebautes Portal mit Passionsmotiv vorgesehen war, das man kurz entschlossen um das Schöpfungsprogramm erweiterte. Die Möglichkeit, dass das Tympanon mit den Passionsszenen dafür einfach umgedreht wurde, kommt jedoch nicht in Betracht, da dies weder seine Profilierung, Bogenform noch Größe zugelassen hätten.

Thesen zur Herkunft der frühdatierten Skulpturengruppe

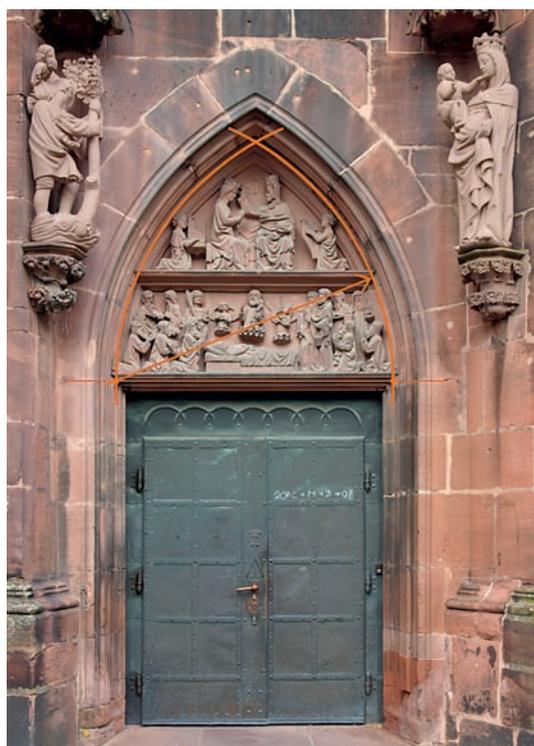
Die fünf Archivoltenkulpturen waren auch ursprünglich schon für den Versatz in einer Archivolte vorgesehen, aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls für eine Portalanlage. Aus dem leicht abweichenden Bogenstich kann der zugehörige Kreisradius mit etwa 320 cm errechnet und anhand der vorstehenden Köpfe die einstige Blockhöhe mit 78 cm gemessen werden. Zeichnerisch an den Kreisbogen angelegt, lässt sich mit zweimal fünf Blöcken ein Spitzbogen bestücken, wogegen eine andere Anzahl zu keinem sinnvollen Ergebnis führt. Eine gleichseitige Bogenform voraussetzend, bei der die Mittelpunkte üblicherweise am Bogenansatz der eigentlichen Öffnung liegen, ergibt sich eine lichte Durchgangsweite von rund 2,5 m. Dabei würde noch genügend Raum für einen zweiten Archivoltenbogen verbleiben. Für den ursprünglich vorgesehenen Standort des Portals konnten keine Hinweise gewonnen werden. Am ehesten denkbar wäre ein nicht ausge-

führtes Chorbauprojekt. Doch auch eine geplante Aufwertung der Nordportale von Quer- oder Langhaus, die beide keine sonderlich ambitionierte Gestaltung erfahren haben, ist nicht auszuschließen. Da die Skulpturen teilweise unvollendet blieben, kann vermutet werden, dass man die Arbeit niedergelegt hat, weil das Bauprojekt nicht mehr weiterverfolgt wurde. Dass sie überhaupt bis zu diesem Grad ausgearbeitet sind, könnte dem Umstand geschuldet sein, dass sie während des Versetzens hätten eingebaut werden müssen, und es sich deshalb empfohlen hat, früh genug, vielleicht schon lange vor dem eigentlichen Baubeginn, die Bildhauerarbeit aufzunehmen. Folglich ist es nicht unwahrscheinlich, dass man mit dem eigentlichen Bauvorhaben nie begonnen hat. Am Zustandekommen der Untersuchungsergebnisse haben folgende Personen dankenswerten Anteil: Die Restauratoren J. Quatmann, Freiburg, und L. Kürten, Stegen, wiesen auf Befunde hin und trugen viel zu deren Interpretation bei; Dipl.-Geol. A. Hirsch fertigte eine Kartierung der Steinvarietäten an; in einer abschließenden Diskussion mit Dr. D. Zimdars und Dr. B. Laule, Denkmalpflege Freiburg, und Prof. H. Wischermann, Kunstgesch. Inst. der Univ. Freiburg, wurde u. a. die These zum möglichen Ursprung der Zweischaligkeit entwickelt.

Literatur

- Thomas Flum: Der spätgotische Chor des Freiburger Münsters – Baugeschichte und Baugestalt (Forschungen zur Deutschen Kunst V), Berlin 2001.
- Assaf Pinkus: Das Schöpfungsportal: Kunst und Lehre im mittelalterlichen Freiburg.
- Johanna Quatmann: Das versteckte Portal am Münster?
- Dagmar Zimdars: „Hände weg vom Original“ – Zum denkmalpflegerischen Konzept der Konservierung des Schöpfungsportals.
- Luzius Kürten: Steinrestaurierung und -konservierung am Schöpfungsportal, in: Münsterblatt 13. Jg., 2006, S. 4–23.
- Karl Schäfer: Die Welschschöpfungsbilder am Chorportal des Freiburger Münsters, in: Schau-ins-Land 26. Jg., 1899, S. 11–24.
- Otto Schmitt: Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters, 1. Band, Frankfurt 1926, S. 58–61.
- Wilhelm Vöge: Zum Nordportal des Freiburger Münsterchors, in: Freiburger Münsterblätter 11. Jg., 1915, S. 1–9.
- Adolf Weis: Das Freiburger Schöpfungsportal und das Musterbuch von Straßburg, in: Das Münster 5. Jg., Heft 7/8, 1952, S. 181–193.

Dipl.-Ing. Stefan King
Kandelstraße 8
79106 Freiburg



14 Das Marienportal auf der Südseite des Chors mit der Darstellung von Tod und Krönung Mariä. Eingebildet ist die Konstruktionsfigur für den gleichseitigen Spitzbogen.

Über den Bauzaun geschaut Ausgräber erforschen die Überreste des ehemaligen Vincentiuskrankenhauses und Dominikanerklosters im Quartier Unterlinden in Freiburg

An der Stelle des ehemaligen Bakola-Gebäudes wird im Stadtzentrum von Freiburg im Breisgau das neue Quartier Unterlinden gebaut. Die Geschichte des Areals reicht bis in das Mittelalter zurück. Im Vorfeld der Bauarbeiten finden auf dem Gelände archäologische Grabungen statt, die Aufschluss über die Vorbebauung geben sollen. Zur Information der Passanten wurden vom Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg Informationstafeln in Form eines Lehrpfades angefertigt und am Bauzaun vor Ort angebracht. Der vorliegende Beitrag basiert auf diesen Tafeln.

Andrea Bräuning / Martin Strotz

Archäologische Ausgrabungen wegen eines Gebäudes aus den 1950er Jahren?

Im Sommer 2007 wurden am Westrand der Freiburger Altstadt das 1953/54 errichtete so genannte Bakola-Gebäude (Badische Kommunale Landesbank) sowie drei weitere Gebäude des 19. und 20. Jahrhunderts – Unterlinden 9, 11 und Predigerstraße 2 – abgerissen (Abb. 2). Damit ereilte das Verwaltungsgebäude der Sparkasse Freiburg dasselbe Schicksal wie seine Vorgänger, das Vincentiuskrankenhaus (Abb. 3) und das Dominikanerkloster. Als 1952/53 das kriegszerstörte Vincentiushaus abgerissen wurde, gingen auch die letzten noch aufrecht stehenden Teile des Predigerklosters verloren.

Mit einer mehrmonatigen archäologischen Ausgrabung nimmt das Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg die Chance wahr, die letzten Reste der mittelalterlichen Bebauung für die Nachwelt zu sichern, und erfüllt so seinen gesetzlichen Auftrag. Erwartet werden die Baureste des ältesten Bettelordensklusters der Stadt, des Prediger- oder Dominikanerklosters, das an dieser Stelle stand. Das Kloster weist die für einen Bettelorden charakteristische sakraltopografische Lage auf: direkt an der Stadtmauer und an einer Ausfallstraße.

Auch um die Fragestellungen zu erhärten, führte man im Vorfeld der Grabung archivalische Untersuchungen durch, deren Ergebnisse auf 12 großen Tafeln den Bauzaun wie eine Bilderausstellung schmücken.

Die Arbeiten im Augustinereremitenkloster in der Salzstraße bei Oberlinden, auf der östlichen Seite der Stadt – zuletzt im Frühjahr 2007 – förderten unter der Kirche die älteste städtische Bebauung Freiburgs aus dem 12. Jahrhundert zutage. Auch in Unterlinden war vermutlich bereits vor der Niederlassung der Dominikaner um 1230 das spätere Klosterareal zu wesentlichen Teilen bebaut. Im Zwickel zwischen dem alten Bakola-Gebäude und der Ringstraße lag der ehemalige Garten- und Wirtschaftsbereich des Klosters, der bis an die Stadtmauer reichte. Hier gilt es zum einen, die Anbindung des Klosters an die mittelalterliche Stadtmauer zu klären, zum anderen, die Befunde aus der Klosterzeit und die darunter liegenden Kulturschichten aufzunehmen.

Anlass zu weiteren Grabungen wird der Abriss der Fahnenberggarage im Frühjahr 2008 geben. Unter dem Garagenboden liegen noch die Fundamente der mittelalterlichen Stadtmauer und der Schalenturm.



1 Blick auf den Bauzaun
(in der Predigerstraße).



2 Abriss Bakola, Blick nach Westen, 2007.



3 Vincentiushaus, Blick nach Westen, um 1952.



„inter duas ripas“ – Zur Lokalisierung des Predigerklosters

4 Der Große Sickinger Plan aus dem Jahre 1589 ist die älteste Darstellung des Predigerklosters. Der Plan ist geostet; Norden ist nicht oben, sondern auf der linken Seite.

- Blau „Bächle“
- Grün Stadtmauer
- Orange Predigertor, heute „ADAC-Turm“
- Gelb Schalenturm auf dem Parkplatz am kleinen Friedrichring
- Rot Predigerkloster

5 Ausschnitt aus einem Andachtsbild aus der 1. Hälfte des 18. Jh. mit Darstellung des Predigerklosters.

- Hellblau Langhaus, Mitte 13. Jh.
- Dunkelblau Klausur, Mitte 13. Jh.
- Grün Gotischer Hochchor, 1282
- Gelb Verbindungstrakt 14./15. Jh.
- Rot Wirtschaftsgebäude, ca. 16. Jh.

Graf Konrad von Freiburg erließ den Predigermönchen am 30. August 1238 den Hofstättenzins, eine mit der heutigen Grundsteuer vergleichbare Abgabe. In der betreffenden Urkunde wird die Wohnstätte der Prediger als „inter duas ripas“ (zwischen zwei Bächen) gelegen bezeichnet.

Der Große Sickinger Plan aus dem Jahre 1589 verortet das Kloster im Nordwesten des mittelalterlichen Freiburgs direkt an der Stadtmauer (Abb. 4). Im Süden und Osten begrenzen zwei „ripis“ (Bächle) das Klosterareal. Demnach erstreckte sich die Gesamtfläche des Klosters zwischen Unterlinden, der Merianstraße, dem Kleinen Friedrichring und dem Fahnenbergplatz.

Der Zaun um die aktuelle Baustelle umschließt lediglich den Bereich von Klosterkirche und Klausur, also den inneren Teil des Klosters, den nur die Mönche betreten durften.

Frühzeit des Predigerordens in Freiburg

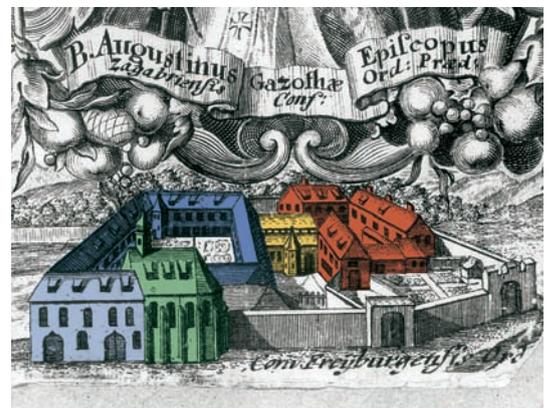
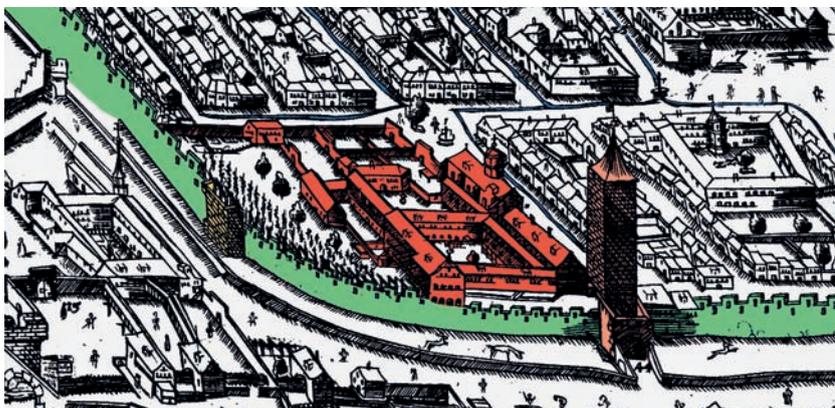
1215 wurde der Predigerorden gegründet, und er verbreitete sich rasch in Europa. Seit dem 15. Jahrhundert bezeichnet man ihn nach dem Gründer Dominikus auch als Dominikanerorden. In mittelalterlichen Städten übernahm er hauptsächlich seelsorgerische Tätigkeiten. Die Mönche hatten sich dem Gelübde der Armut verschrieben und bezogen ihre Einkünfte auch durch Betteln, weshalb die Prediger zu den Bettelorden gezählt werden.

Wann genau sich die Prediger in Freiburg niederließen, ist unbekannt. Die älteste urkundliche Erwähnung des Freiburger Konvents trägt zwar keine Datierung, entstand aber vermutlich in der Zeit um 1230. Ein Kloster im eigentlichen Sinne existierte zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Erst 1235 erteilte Bischof Heinrich von Konstanz den Predigern die Erlaubnis zum Bau von Kirche und Klausurgebäuden. Allerdings dauerte es noch bis Dezember 1236, als sowohl der Freiburger Stadtpfarrer wie auch die Stadt ihre Zustimmung gaben und einem Klosterbau nichts mehr im Wege stand.

Baugeschichte des Klosters

Wie aus einem Brief des Bischofs Heinrich von Konstanz hervorgeht, erfolgte die Grundsteinlegung des Predigerklosters im Jahre 1237. Kurz darauf stand der erste Chor der Klosterkirche. Zwischen 1251 und 1253 wurden der übrige Kirchenbau und die Klausurgebäude (Abb. 6 blau schraffiert) fertiggestellt. Als bald ersetzte man den ersten Chor durch einen neuen. Verschiedenen Darstellungen zufolge handelte es sich bei dem um 1282 geweihten Neubau um einen gotischen Hochchor über einem 7/10 Grundriss (Abb. 5 grün schraffiert).

Wann man die östlich der Klausur gelegenen Wirtschaftsgebäude errichtet hat, ist weitgehend unerforscht. Erste Ausgrabungen im Jahr 2006 ergaben, dass der Verbindungstrakt im 14./15. Jahrhundert bereits existierte (Abb. 5 gelb schraffiert). Spätestens in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts



8 Eine um 1952 vom Kriegsschutt befreite Säule im Langhaus.

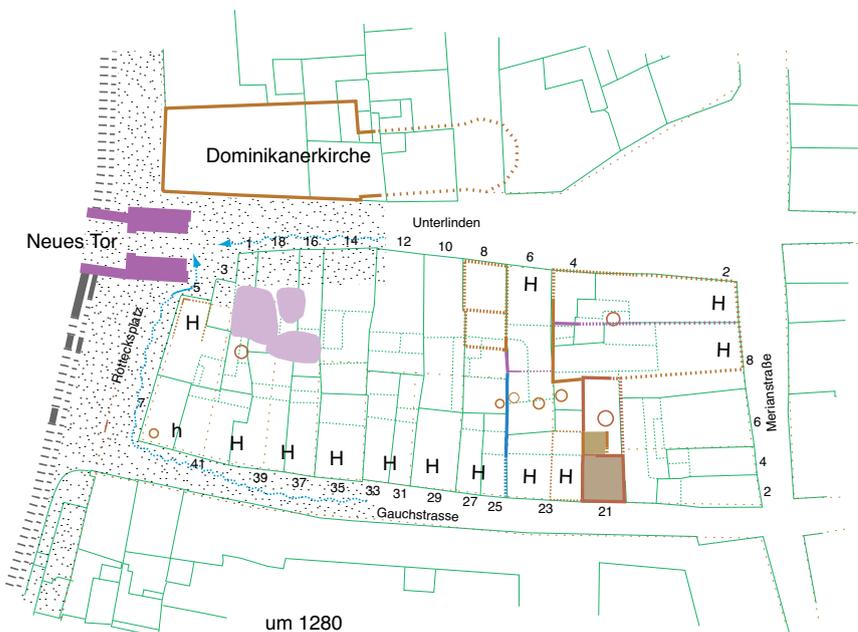


9 Übersichtsplan mit Lage des Klosters, der jüngeren Bebauung nach Neuparzellierung und Anlage der Predigerstraße sowie Verlauf der Bächle, genordet.

Oben: Dominikanerkloster, Chor (gepunktet), durch die Anlage der Predigerstraße zerstört. Links im Bild: Neues Tor oder Predigertor, unten: Quartier Unterlinden – Gauchstraße, Grabung 1988/89, H Hofstätten, Kreise Latrinen.

Stadtmauer angeschnitten und ein so genannter Schalenturm, wohl aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, freigelegt. Dabei handelt es sich um einen über die Mauerflucht vorspringenden Turm, der zum Stadtinneren geöffnet war. Wie das Predigerkloster ist auch der Schalenturm erstmals auf dem Großen Sickingen Plan des Jahres 1589 dargestellt (Abb. 4). Dessen Lage wurde als Grundriss im Pflaster der Tiefgarage markiert. Die Neubebauung wird dieses Areal komplett auskoffern, weshalb die Denkmalpflege hier im Sommer eine archäologische Ausgrabung anschließt. Als man 1988/89 in der Gauchstraße mehrere Parzellen niedergelegt hat, zeigten die Ausgrabungen städtische Strukturen, die bis in die Zeit um 1200 zurückreichen (Abb. 9–10).

Im Jahr 1992 folgten weitere Untersuchungen am Predigertor – das mittelalterliche Stadttor zur west-



lich gelegenen Predigervorstadt. Ausgegraben wurde die südliche Wange der Toranlage, auf der heute der so genannte ADAC-Turm steht (Abb. 11). Die nördliche Wange liegt zum Teil unter der Straße Unterlinden. Anhand dieser Ergebnisse ließ sich die zuvor strittige Datierung des Stadtmauerabschnittes in das späte 13. Jahrhundert eingrenzen.

Zuletzt beobachtete man 2006 im Hinblick auf die Grabung Bakola bei Verlegung der Kanaltrasse in der Predigertrasse, die erst 1804 bei der Neuparzellierung des Areals angelegt wurde, Baureste des Klosters, die wahrscheinlich zum Chor der Kirche gehören.

Resümee und Ausblick: Erste Ergebnisse

Über die eigentliche Baugeschichte des Klosters weiß man wenig – außer, dass sie in das frühe 13. Jahrhundert fällt. Ebenso wenig kennt man das Aussehen des Klosters.

Die Ausgrabungen im ersten Abschnitt beschränkten sich auf den Bereich des Langhauses und des Chors, der nicht vom großflächig unterkellerten Bankgebäude tangiert wurde, sondern von Wohnhäusern überbaut war. Vor Abbruch der Häuser führte Frank Löbbecke eine bauhistorische Untersuchung der Gebäudeuntergeschosse Unterlinden 9 und 11 durch, denn hier hatte man beim Wiederaufbau in den 1950er Jahren ältere Mauerzüge einbezogen. Die Analyse ergab, dass die Kellermauern weitgehend nach 1804 im östlichen Langhaus und im ehemaligen westlichen Teil des Chors entstanden sind. Nach Abtrag der modernen Störungen wurden noch die Fundamente von zwei Chorbauten freigelegt: Unter dem ursprünglichen Chorraum des älteren Chors lag ein tiefer gelegter Raum. Bei kleineren Sondagen stieß man ca. 4,35 m tiefer als das Straßenniveau des 19. Jahrhunderts auf einen Estrichboden, so dass ein gewölbter Raum unter dem Altarraum denkbar wäre (s. Abb. 13 Mitte). Möglicherweise handelt es sich dabei um eine Gruft. Verworfen Menschenknochen sprechen auch dafür. Die letzten Bewohner von Unterlinden 9 machten beim Wiederaufbau vergleichbare Beobachtungen. Es könnte sich aber auch um den indirekten Beleg einer Vorgängerbebauung handeln. Ähnlich tiefe Keller kennt man aus der Gauchstraße in unmittelbarer Nähe. Die weiteren Grabungen werden hierzu Klärung verschaffen.

Ferner konnte unter dem Kellerboden des späteren Gebäudes Unterlinden 9 die Südwand des Chors gefasst werden. In den unteren Steinlagen seiner Kellermauern finden sich noch die Westwand des älteren Chors. Die Nordwand hingegen lag außerhalb des Kellers. Auch sie ließ sich noch an zwei Stellen fassen. Die Ostwand verbirgt sich noch unter der Bebauung der Predigerstraße.



10 Blick auf die Ausgrabung von 1988/89 von Süden nach Norden.

11 Südliche Wange des mittelalterlichen Predigertores bei den Ausgrabungen 1992. Blick nach Nordosten in die Predigerstraße.

Um 1300 erfolgte eine Umplanung, ein neuer polygonaler Chor entstand, der mit dem auf dem Rinderleplan dargestellten korrespondiert (Abb. 7). Er ist im Norden etwas schmaler als der ältere Chor. Von der Nordseite aus war über eine nachträglich geschaffene Tür ein Zugang zu dem tiefer gelegten Raum möglich.

Nachdem das Dominikanerkloster parzelliert und auf Abbruch verkauft wurde, entstand 1804 im ehemaligen westlichen Teil des Chors das Gebäude Unterlinden 9. Die Kellermauern wurden in den Kirchenraum eingebracht und mit einem Boden aus Wacken, also Flusskieseln, versehen (Abb.13). Die Südwand des alten Chors wurde abgebrochen, um das Gebäude in Richtung Unterlinden in den Straßenraum hinein, zu erweitern. Das passt zu den großen Umstrukturierungen in der Stadt, die zu neuen Baufluchten und zur Verlegung der Bächle von der Mitte der Straße an den Straßenrand führten.

Als Material für die Fundamente fanden überwiegend Flusswacken und Gneis, seltener blau-

violetter Sandstein aus den Steinbrüchen des Lorettobergs, Verwendung.

Nördlich des Chors, im Bereich Predigerstraße 2, entdeckte man einen wohl mittelalterlichen Keller. Er gehörte zur einstigen Klausur und wurde bis zur Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944 genutzt. Besonders anrührend sind die in situ aufgefundenen Flaschen in einem Holzkasten sowie eine gepackte Kiste mit Geschirr, Glas und Besteck, noch aus Kriegszeiten stammend. Der nächste Bauabschnitt wird sich mit dem Langhaus und der „alten“ Freifläche auseinandersetzen.

Dr. Andrea Bräuning

Regierungspräsidium Freiburg
Ref. 25 – Denkmalpflege

Martin Strotz M.A.

Historisches Seminar – Abteilung
Landesgeschichte
Werthmannstraße 8
79085 Freiburg im Breisgau



12 Blick nach Westen in den Chor der Predigerkirche. Mit Maßstab, Südmauer des Chors, links daneben die Kellermauer, die in den Straßenraum reicht. Im Hintergrund in den Fundamenten noch erhalten die Westmauer des Chors, später überbaut und als Kellerwand genutzt. Rechts im Bild in den unteren Lagen die Nordmauer des jüngeren Chors, darüber die Kellerwand. Das Pflaster gehört zu dem Keller des 19. Jh. und zog über die südliche Chorwand. Im Vordergrund zeigte sich bei den Sondagen der Estrich der „Gruft“.



Ein lange vernachlässigter Fachbereich Textilarchäologie in der Denkmalpflege

Unscheinbare Reste leicht vergänglicher Substanzen wurden bei archäologischen Ausgrabungen schon immer beobachtet. Es gibt zahlreiche Erhaltungsbedingungen, bei denen sich die Überbleibsel von Stoffen, Polsterelementen oder Leder unter der Erde erhalten können. Es bedarf nicht viel Phantasie, um sich nur in groben Zügen vorzustellen, welchen Stellenwert Textilien im Alltagsleben und bei der Gräberausstattung einnahmen. Die Reste sind da. Ihr Erkennen, Freilegen, Dokumentieren, Konservieren und ihre Auswertung erfordern facheigene Methoden, die sich erst langsam entwickeln und einen neuen, aufregenden Blick in die Archäologie erlauben. Seit 2004 hat das Landesamt für Denkmalpflege in Baden-Württemberg erstmals eine Halbtagsstelle für Textilarchäologie eingerichtet, die mit der Verfasserin dieses Beitrags besetzt wurde. Derzeit ist sie die einzige Planstelle für Textilarchäologie in Deutschland.

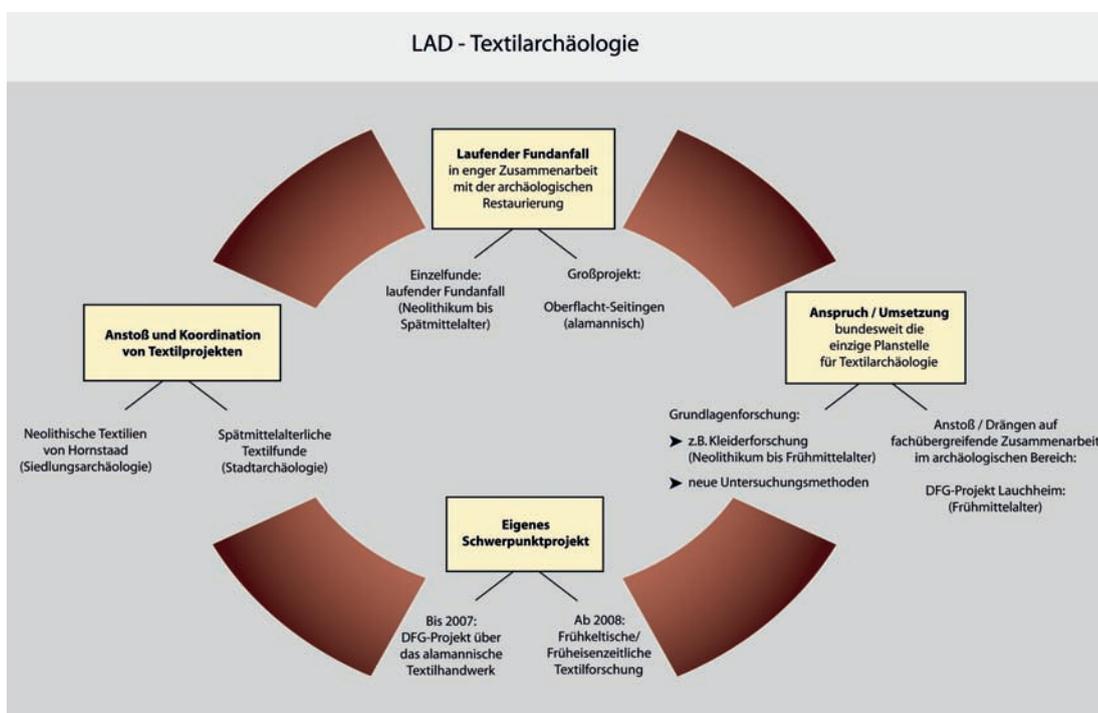
Johanna Banck-Burgess

Forschen statt Entwerfen

Textilien nennt man alle Produkte, bei denen mithilfe einer textilen Technik ein Objekt entsteht. Kaum jemand würde annehmen, dass sich hinter dieser trockenen Definition Gruppen von Artefakten verbergen, die in allen Bereichen des täglichen und sakralen Lebens eine herausragende Rolle spielten. Das feinmaschige Fischernetz oder das Sieb zur Käseherstellung aus Siedlungsbefunden zählen ebenso dazu wie der Beutel am Gürtelgehänge, Polsterelemente für

die Totenruhe oder die Wandverkleidung in Grabbefunden (Abb. 2–6). Im Mittelpunkt des Interesses steht jedoch meistens die Kleidung, da der unmittelbare Bezug hier am ehesten gegeben ist.

Im Gegensatz zu Stein-, Metall und Keramikprodukten ist der kulturhistorische Wert archäologischer Textilien bisher kaum erforscht und bekannt, was vorwiegend mit dem Erhaltungszustand dieser Funde zu tun hat. Textilfragmente gehören nur selten zu den Objekten, deren ursprüngliche Form rekonstruiert werden kann, wie



1 Die Aufgabenbereiche der Textilarchäologie am Landesamt für Denkmalpflege.

dies z. B. bei Keramik häufig möglich ist. Oft genügen hier wenige Scherben, anhand derer sich das ganze Gefäß rekonstruieren lässt.

Unsere Vorstellungskraft hängt weitgehend von der Vollständigkeit der Objekte ab. Und gerade bei der Kleidung besteht beinahe ein Zwang, sich von der Kleidung ur- und frühgeschichtlicher Kulturen ein Bild zu machen. Von einer Rekonstruktion oder einer Nachbildung kann hier nur selten gesprochen werden, denn die textilarchäologischen Quellen sind beim derzeitigen Forschungsstand dafür zu dürftig und die notwendigen Quellenkritik an schriftlichen und bildlichen Überlieferungen findet in der Regel nicht statt. Der entworfenen Einheits-Look von wallenden Gewändern in allen Zeiten und Kulturen, der sich gleichermaßen in wissenschaftlichen Schriften, populärwissenschaftlichen Publikationen oder auf Veranstaltungen von Freilichtmuseen wieder findet, verstellt den Blick auf differenzierte Bekleidungsitten. Natürlich wird die Extravaganz von Schnurröcken, wie sie aus der nordischen Bronzezeit bekannt sind, nicht in jedem Kleiderbestand zu finden gewesen sein. Aber können wir es ausschließen? Die erhaltenen Gewebefragmente zeigen, dass es weder eine monotone Einheitskluft gab, noch kunterbunte Kleiderstoffe verwendet wurden, bei denen man sich der ganzen Palette natürlicher Farbstoffe bediente. Eine erstaunliche Vielfalt unterschiedlicher Kleiderstoffe ist an den Originalfunden ohne Zweifel zu erkennen. Archäologische Kleidung muss daher erforscht und nicht kreiert werden.

Nur durch textilarchäologische Detailuntersuchungen, wie sie derzeit innerhalb eines Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen durchgeführt werden, kann die Kleiderforschung Fortschritte machen. Die Erfassung, Dokumentation und Auswertung findet in enger Zusammenarbeit zwischen der Textilarchäologin Christina Peek, den Restauratoren Nicole Ebinger-Rist und Jörg Stelzner und der zuständigen Archäologin Susanne Walter statt.

Schwierig wird es, wenn sich die Textilarchäologie aufgrund des starken öffentlichen Interesses an der Kleidung zu vorschnellen Rekonstruktionen verleiten lässt und andere Forschungsbereiche darüber vernachlässigt. Hier sollte die Textilarchäologie den Interessierten verstärkt einen anderen Zugang zur Kleidung oder Textilien näherbringen. In ur- und frühgeschichtlichen Kulturen hatten Textilien eine weitaus komplexere Bedeutung als in heutiger Zeit. Neben ihrer praktischen Funktion zeigte sich ihr Sinn nicht nur in der optischen Wirkung, d. h. darin, wie sie aussahen. Herstellungstraditionen spielten eine herausragende Rolle. Sie bestimmten, mit welchen



2 Seidengewebe aus der spätmittelalterlichen Latrine des Augustinerklosters in Freiburg.



3 Glasperle mit einem Schnurrest aus einem alamannischen Grab von Stetten an der Donau.



4 Kleines Fragment eines Wandbehangs, das sich auf einem Eisenhaken aus dem frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf erhalten hat.



5 Reste der Matratzenfüllung aus einer alamannischen Baumsargbestattung von Lauchheim (Ostalbkreis).

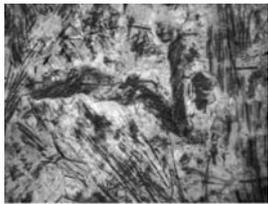


6 Die Reste von frühmittelalterlichen Goldfäden, wie hier aus einem Grab von Bad Dürbheim, lassen sich nur noch selten in ihrer ursprünglichen Pracht rekonstruieren.

7 Gut erhaltene Holzbefunde aus Grab 22 von Oberflacht-Seitingen ließen darauf hoffen, dass auch Textilien unter den Langhölzern erhalten sind.



8 Im Aufschnitt des ca. 1 cm starken Schichtpaketes (Mikrostratigrafie) lassen sich deutlich einzelne organische Schichten erkennen. Zum Größenvergleich: beiliegend der Schaft einer Stecknadel.



9 Textile Reste wie Fadenreste werden nur beim Abbau unter Wasser sichtbar.

Geräten oder Webstühlen Textilien gefertigt wurden, welche Techniken verwendet wurden, wie die Einzelstrukturen gestaltet oder welche Farbstoffe benutzt wurden. Archäologische Textilien enthalten eine Unzahl an Informationen, deren Komplexität wir erst ansatzweise lesen und befragen können.

Aufgaben und Projekte

In Zeiten massiven Stellenabbaus zeigt die Einrichtung einer Planstelle für Textilarchäologie beim Landesamt für Denkmalpflege in Baden-Württemberg im Jahr 2004 nachdrücklich, dass sich die Erkenntnis durchgesetzt hat, über welchen verborgenen Kulturschatz wir mit den organischen Funden verfügen. Wesentlich für diese Stelle ist ihre Beheimatung in einem so großen Haus wie dem Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen, denn eine optimale Auswertung organischer Funde setzt die enge Zusammenarbeit mit den Ausgrabungsteams, der archäologischen Restaurierung und den zuständigen Archäologen voraus. Nur wenn der Fund bereits auf der Grabung entsprechend geborgen wird, die Freilegung unter fachkundiger Hand erfolgt und eine Befundanalyse vorliegt, kann eine umfassende Auswertung der organischen Funde erfolgen.

Die Textilarchäologie im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen befasst sich im Wesentlichen mit vier Aufgabenbereichen, die in Abbildung 1 dargestellt sind. Dazu zählen die Aufnahme des laufenden Fundanfalls, Anstoß und Koordination von Textilprojekten, die Durchführung eigener Schwerpunktprojekte und Richtungsangaben in der Grundlagenforschung.

Laufender Fundanfall

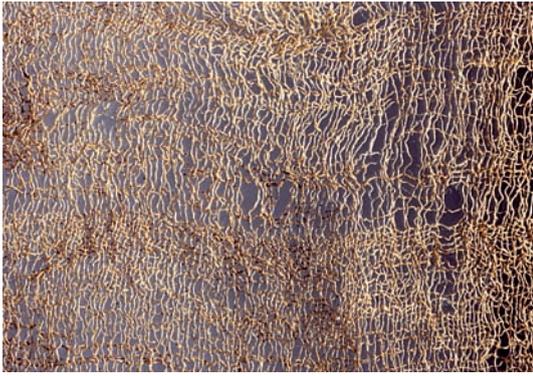
Innerhalb der Aufgabenbereiche hat der laufende Fundanfall eindeutig Vorrang. Hierbei handelt es sich vorwiegend um frühmittelalterliche Funde aus aktuellen Grabungen, bei denen Gewebereste an Metallbeigaben festkorrodiert sind. Jedoch ist das Fundspektrum wesentlich breiter und

reicht von neolithischen Textilien aus den Seefersiedlungen am Bodensee bis zu spätmittelalterlichen Latrinenfunden aus stadarchäologischen Ausgrabungen.

Größere Komplexe, bei denen die Fundzusammenhänge im Block geborgen wurden, erfordern eine enge Zusammenarbeit zwischen der Restaurierung und der Textilarchäologie. Mit welchen Methoden und in welchem Umfang ein derartiger Befund abgebaut wird, hängt neben anderem vom Erhaltungszustand ab. Ein Männergrab aus dem berühmten Gräberfeld von Oberflacht-Seitingen versprach angesichts seiner Feuchtbodenerhaltung ungewöhnlich günstige Erhaltungsbedingungen für organische Funde. Gut erhaltene Holzbeigaben boten Anlass zur Hoffnung, dass unter den langsam zusammengesunkenen Brettern der Bettkonstruktion nicht nur der Tote, sondern auch Bestandteile seiner textilen Ausstattung erhalten blieben (Abb. 7). Die hohen Erwartungen, die aus textilarchäologischer Sicht mit dem Befund verbunden waren, erfüllten sich auf den ersten Blick nicht. Eingeschwemmte Sedimente hatten langsam zur Destabilisierung der Bettkonstruktion und zu einer weitgehenden Auflösung und Zersetzung der organischen Funde geführt. Im Laufe der Bearbeitung erwies sich der Befund jedoch als wichtiger Grundpfeiler hinsichtlich neuer Untersuchungsmethoden. Dabei ging es primär darum, überhaupt zu erkennen, wie viele unterschiedliche organische Materialien vorlagen und wie diese näher anzusprechen sind (Abb. 8, 9).

Anstoß und Koordination von Textilprojekten

Im Rahmen der Halbtagsstelle für Textilarchäologie können bei Weitem nicht alle Funde bearbeitet werden, die in Baden-Württemberg bei Ausgrabungen anfallen. Rückwirkend gilt dies natürlich im Besonderen für die Altfunde. Der Anstoß und die Koordination von Textilprojekten gehört daher zu den wesentlichen Arbeiten. Derzeit laufen zwei Projekte.



10/11 Feine Seidenstoffe wie die abgebildeten Schleier- und Kreppgewebe gehören neben zahlreichen Wollstoffen zu den Funden aus der Latrinengrube des Augustinerklosters.

Siedlungsfunde aus Hornstaad – Die Seltenheit alltäglicher Funde

Zu den bedeutendsten Textilkomplexen in Deutschland zählen die Textilfunde aus den neolithischen Feuchtbodensiedlungen von Hornstaad am Bodensee. Im Gegensatz zu den meisten archäologischen Textilien, die aus Gräbern stammen, liegen hier Siedlungsfunde vor. Die Tatsache, dass es sich um Alltagsfunde handelt, ist umso wichtiger, da noch völlig unklar ist, inwieweit die Grabtextilien auch zu Lebzeiten gebräuchlich waren. Der Fundkomplex aus Hornstaad zeigt eine erstaunliche Breite unterschiedlicher Herstellungstechniken und eine gezielte Auswahl von Textilfasern, wie verschiedenen Gehölzbasten oder Binsen. Der überwiegend feuchte Erhaltungszustand der Funde überlieferte Objekte, deren Form und Funktion teilweise noch erkennbar oder rekonstruierbar sind, wie ihr Gebrauch als Befestigungsmaterial, als Fischernetz, Behältnis oder Sieb. Am Institut für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg wird der umfangreiche Textilkomplex von Aenne Schwoerbel aufgenommen.

Spätmittelalterliche Latrinenfunde – Masse und Klasse

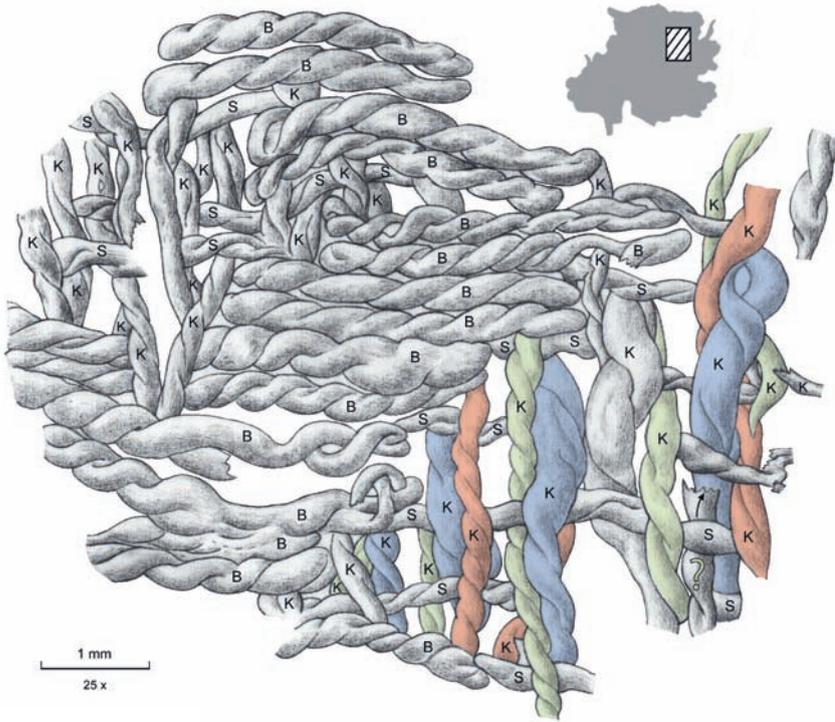
Im Gegensatz zum norddeutschen Raum, wo Textilien aus spätmittelalterlichen Latrinen (wie aus Lübeck) schon seit geraumer Zeit unter verschiedenen Aspekten untersucht werden, hat man den entsprechenden Funden in Baden-Württemberg (etwa aus Heidelberg, Freiburg oder Konstanz) bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei sind Fundmenge und Erhaltungszustand durchaus beachtlich (Abb. 10, 11). Beim spätmittelalterlichen Fundkomplex vom Heidelberger Kornmarkt, dessen herstellungstechnische Fundaufnahme 2007 abgeschlossen wurde, handelt es sich um 2698 Textilfragmente. Eine Geringachtung dieser Funde begründet sich gewiss auch dadurch, dass aus diesem Zeithorizont häufig gut erhaltene Textilien und Kleidungsstücke überliefert sind. Ihre Auswertung, die zumeist in den Händen der Kunstgeschichte liegt, basiert jedoch

auf facheigenen Fragestellungen. Latrinenfunde erlauben indes völlig andere Ansätze. So dient die große Menge der Latrinenfunde als hervorragende Basis für herstellungstechnische Untersuchungen, die sich u. a. damit befassen, wo welche Gewebe lokal und überregional hergestellt wurden. Umso spannender wird es, wenn Parallelen zwischen Funden und Stoffen erkennbar sind, die in schriftlichen Quellen des Textilhandwerks genannt werden. Darüber hinaus liefern die Latrinenfunde interessante Details über das unmittelbare Umfeld. In Freiburg, wo die Funde aus einer Latrinengrube des Augustinerklosters stammen, können die Reste einer Werkstatt zugesprochen werden, in der man Ausbesserungs- und Änderungsarbeiten durchgeführt hatte. Hier bestätigen sich die Angaben schriftlicher Überlieferungen, dass das Anfertigen neuer Kleidung bestimmten Berufsgruppen vorbehalten war und es eigene Werkstätten gab, die sich ausschließlich mit dem Ausbessern und Abändern alter Kleidung beschäftigten. Die herstellungstechnische Untersuchung der hoch- und spätmittelalterlichen Latrinenfunde übernimmt Klaus Tidow, wobei Dietlinde Hachmeister vom Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen ihn maßgeblich bei der Funderhebung unterstützt. Für die anstehende Fundauswertung und eine ebenso wichtige Funktionsanalyse, wozu die Untersuchung von Verarbeitungsspuren wie Nähten und Säumen sowie die Analyse kleidungsrelevanter Merkmale gehören, werden noch Bearbeiter/innen gesucht. Ein Fundspektrum aus den Latrinen wird am „Tag des offenen Denkmals“ 2008 im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen zu sehen sein.

Eigene Schwerpunktprojekte

Neben der Koordination von Projekten verfolgt die Textilarchäologie im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen auch immer ein eigenes Schwerpunktprojekt. So konnte letztes Jahr ein von Johanna Banck-Burgess formuliertes Projekt zum alamannischen Textilhandwerk abgeschlossen werden, das mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde.

Fragmentgröße 1:1



12 Eine detaillierte Untersuchung vom Aufbau des Gewebes wie beim broschierten Brettchengewebe aus Hüfingen ist Voraussetzung für seine herstellungstechnische Einordnung.

Kernpunkte der Untersuchungen waren die Kleiderforschung und herstellungstechnische Aspekte. Für die Kleiderforschung stellte Christina Peek einen Katalog zusammen, der Teil einer noch laufenden Dissertation wird. Ausgangspunkt für die Untersuchungen herstellungstechnischer Aspekte, die von der Verfasserin durchgeführt wurden, waren Überlegungen, inwieweit mögliche Vorläufer des Trittwebstuhls bereits bei den Alamannen bzw. im Frühmittelalter verwendet wurden. Gegenüber dem geläufigen Gewichtwebstuhl wäre dies mit immensen wirtschaftlichen Vorteilen in der Weberei verbunden gewesen. Untersuchungen ergaben, dass die Alamannen, trotz ihrer ethnischen Vielfalt, an bestehenden Textiltraditionen festhielten und offensichtlich nicht die technischen Neuerungen übernehmen wollten, die in den oströmischen Provinzen zu einer Revolution in der Textilherstellung geführt haben. Es wäre jedoch falsch, dahinter eine konservative Negierung neuer Technologien zu vermuten. Vielmehr spiegelt sich darin der komplexe Sinngehalt archäologischer Textilien wider, die nicht das Produkt eines beliebigen Fertigungsprozesses waren. In welcher Weise Herstellungstechniken überliefert wurden, lässt sich an folgendem Beispiel zeigen. Die Alamannen schätzten broschierte Gewebe, worunter eine Herstellungstechnik zu verstehen ist, bei der neben dem Weben eines Grundstoffes zusätzliche Musterfäden eingewebt wurden. Dies stellt eine Kombination zweier Herstellungstechniken, einem Web- und einem Kettenstoffverfahren, dar. In vergleichbarer Weise fertigten bereits die neolithischen Seeuferbewohner und die frühen Kelten komplexe Stoffe an. Eine Herstellung derartiger Gewebe (Abb. 12–15)

erforderte lediglich einfache Webeinrichtungen. In den oströmischen Provinzen und den angrenzenden Hochkulturen besteht bei den gemusterten Geweben die Tendenz zu Bindungen, bei denen keine zusätzlichen Fäden während der Stoffherstellung eingearbeitet wurden, sondern man alle notwendigen Fäden gemeinsam zur Stoffbildung verarbeitete. Die Herstellung derartiger Stoffe, wozu der Blöckendamast oder Taqueté zählen, setzte wesentliche Entwicklungen in der Webstuhltechnologie voraus.

Mit beiden Herstellungsverfahren lassen sich theoretisch Gewebe vergleichbarer Feinheit und Komplexität herstellen, wobei die Webstühle aus den oströmischen Provinzen bezüglich der Produktionszeit sicher konkurrenzlos waren. Die kommunikative Funktion von Textilien, d. h. als Ausdrucksmittel im sozialen Gefüge einer Volksgruppe oder im Austausch mit anderen Kulturen, wurde jedoch primär durch das Aussehen und weniger durch ihre Herstellungstechnik bestimmt. Die Alamannen, vermutlich auch andere frühmittelalterliche Kulturgemeinschaften in Mitteleuropa, griffen neue kulturübergreifende Muster bei Textilien mit großer Bereitschaft auf. Jedoch erfolgte die Umsetzung nicht in Form einer Nachbildung, sondern als gezielter Akkulturationsprozess, bei dem die traditionellen kulturspezifischen Herstellungsverfahren eine maßgebliche Rolle spielten. Die Bereitschaft zur Übernahme webstuhltechnologischer Neuerungen war bei den Alamannen noch nicht vorhanden.

Textilien als Kommunikationsmittel

Im Sommer 2008 startet die Textilarchäologie im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen ein neues Schwerpunkt-Projekt über frühkeltische Textilien. Der herausragende Textilkomplex aus dem Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf, der im Rahmen einer Dissertation bearbeitet wurde, bietet die Grundlage für weitergehende Forschungen, die sich mit der regionalen und überregionalen Bedeutung von Textilien, hier im Besonderen als Kommunikationsmittel, befassen. Die Muster der frühkeltischen Gewebe und der verwendete Farbstoff der Kermeslaus zeigen den engen Kontakt zu den mediterranen Hochkulturen, der sich im herstellungstechnischen Bereich jedoch nicht abzeichnet. Die Bedeutung archäologischer Textilien innerhalb der Gesellschaft und als überregionales Kommunikationsmedium zu erforschen ergänzt auch ein laufendes Schwerpunktprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Landesamt für Denkmalpflege. Hierbei geht es um die frühen Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse frühkeltischer Fürstensitze

und ihres territorialen Umlandes, bei dem auch ihre überregionale Bedeutung geklärt werden soll.

Bundesweite Impulse – Zum Anspruch einer Planstelle

Da es sich bei der Halbtagsstelle für Textilarchäologie beim Landesamt für Denkmalpflege derzeit um die einzige Planstelle für Textilarchäologie in ganz Deutschland handelt, sind damit natürlich auch bundesweite Ansprüche verbunden. Zu wünschen wäre etwa, dass inhaltliche und methodische Grundlagenforschung bundesweite Impulse gibt. Die Grundlagenforschung betrifft viele Bereiche, wobei ein besonderes Augenmerk auf der Kleiderforschung liegt. Ebenso wichtig ist auch das notwendige Zusammenspiel von Grabungstechnik, Restaurierung, Archäologie und Textilarchäologie im Erschließen und Auswerten der Quellen, wie es derzeit bei der Auswertung des alamannischen Gräberfeldes von Lauchheim im Rahmen eines DFG-Projektes im Landesdenkmalamt für Denkmalpflege in Esslingen geschieht.

Literatur

Johanna Banck-Burgess: Prähistorische Textiltraditionen. In: Tradition und Innovation. Festschrift für Christian Strahm. Internationale Archäologie, Studia honoraria 3, Rahden 1998, S. 469–478.

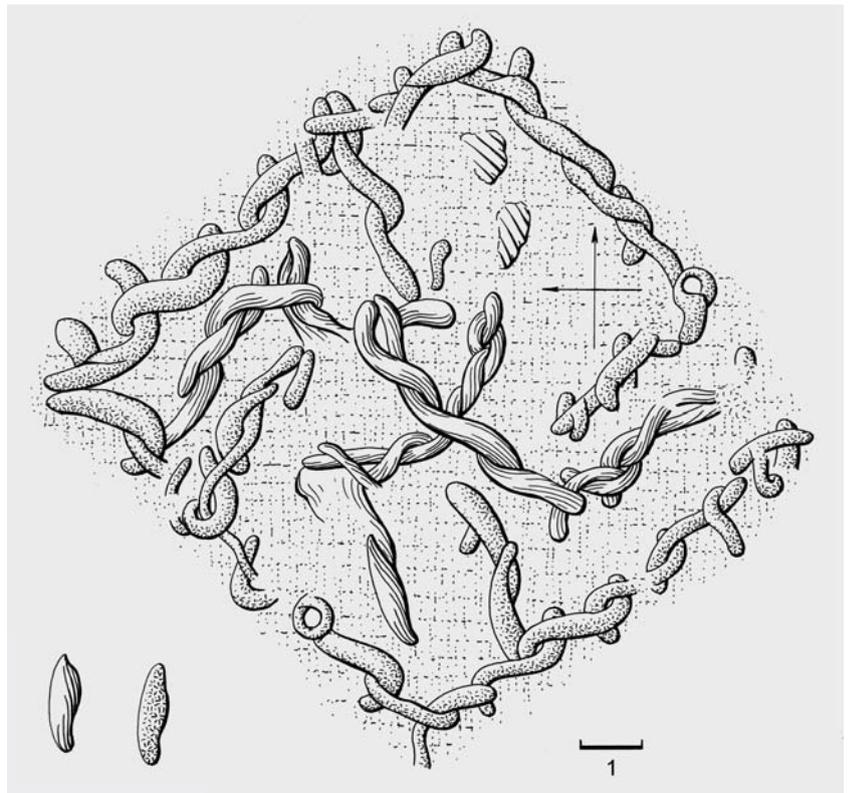
Johanna Banck-Burgess: Hochdorf IV, Die Textilfunde aus dem späthallstattzeitlichen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf (Kr. Ludwigsburg) und weitere Grabtextilien aus hallstatt- und latènezeitlichen Kulturgruppen. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd.70, Stuttgart 1999.

A. Feldtkeller / H. Schlichtherle: Jungsteinzeitliche Kleidungsstücke aus Ufersiedlungen des Bodensees. Arch. Nachr. Baden 38/39, 1987, S. 74–84.

I. Fingerlin: Die Grafen von Sulz und ihr Begräbnis in Tiengen am Hochrhein. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd.15, Stuttgart 1992.

U. Körber-Grohne / A. Feldtkeller: Pflanzliche Rohmaterialien und Herstellungstechniken der Gewebe, Netze, Geflechte sowie anderer Produkte aus den neolithischen Siedlungen Hornstaad, Wangen, Ailensbach und Sipplingen am Bodensee. In: Siedlungsarchäologie im Alpenvorland V. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Bd.68, Stuttgart 1998, S. 131–242.

K. Tidow: Untersuchungen an spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gewebefunden aus Ausgra-



bungen in Norddeutschland – Ein Überblick. Fasciculi Archaeologiae Historicae Fasc.II, S. 85–94.

E. Vogt: Geflechte und Gewebe der Steinzeit. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd.1, Basel 1937.

S. Walter / Christina Peek / A. Gillich: Kleidung im Mittelalter. Porträt Archäologie 3. Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V., Esslingen 2008.

Die Autorin stellt gerne den Kontakt mit den genannten Personen her.

13/14/15 Umzeichnung und Original eines Gewebes aus dem frühkeltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf. Die blaue Raute mit inliegendem Sonnenzeichen wurde mit einem „fliegenden Faden“ während der Herstellung des Gewebes eingearbeitet. Diese Herstellungstechnik wurde auch bei einem Grabstoff aus dem Grabhügel vom Hohmichele eingesetzt (Abb. 15).

Dr. Johanna Banck-Burgess
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



Vertikalschiebefenster

Schieben statt Drehen

„Schieben statt Drehen“ hieß ein Artikel von Norbert Bongartz und Rolf Hecker, veröffentlicht in *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1983. Dieser vielbeachtete Beitrag öffnete den Blick für die „Augen des Hauses“. Das in der Folge an historischen Gebäuden in Baden-Württemberg rekonstruierte Schiebefenster sorgte mit dafür, dass auch einer breiteren Öffentlichkeit die Vielfalt des Fensters im Baudenkmal bewusst wurde und daraufhin auch Reparatur und Restaurierung historischer Fenster verstärkt in den Fokus denkmalpflegerischer Belange rückten. Eine Variante zum Thema „Schieben statt Drehen“ bietet das historische Vertikalschiebefenster, geschaffen in einer Zeit, als schlanke, hochrechteckige Fenster einen nach oben zu schiebenden Lüftungsflügel sinnvoll machten. Im Gegensatz zu anderen historischen Fenstergrundkonstruktionen wurde das Vertikalschiebefenster bis heute nie ganz vom Markt verdrängt. Als Sonderfenster wird es nach wie vor in Gebäuden mit besonderer architektonischer Gestaltung und funktionaler Beanspruchung eingesetzt. Nach der Beschäftigung mit den Panzerfenstern im vorausgehenden Heft will dieser Beitrag die historische Entwicklung und Erhaltung eines gleichfalls rar gewordenen Fenstertyps herausstellen.

Hermann Klos

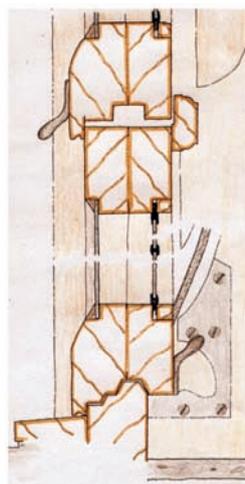
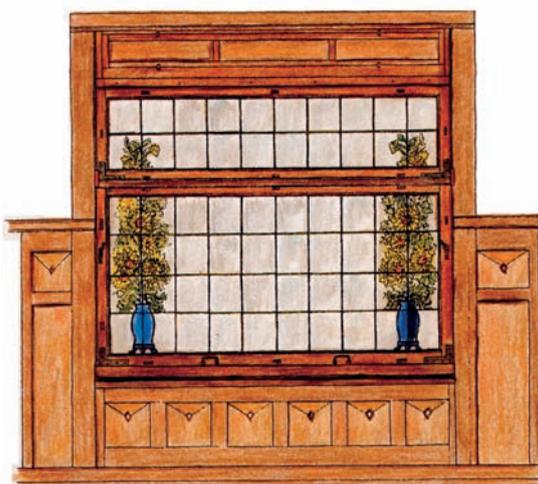
Stand der Ermittlungen

Bereits um 1900 gaben führende Fenster- und Baufachleute dem Vertikalschiebefenster keine Zukunft mehr. In den zurückliegenden Jahrhunderten bot dieser Fenstertyp eine gute Möglichkeit, schlanke hochrechteckige Öffnungen mit einem Fenster mit Lüftungsschieber zu versehen, ohne die „theuren, eisernen Beschläge“ zu verwenden. Im späten 19. Jahrhundert wurden diese Fenster nicht mehr den erhöhten Ansprüchen an Dichtigkeit und Funktion gerecht, da sie „entweder nicht dicht schließen oder, wenn sie gut

schließen, sich nur schwer öffnen lassen“. So fanden Vertikalschiebefenster in dieser Zeit nur noch an besonderen Stellen Verwendung, etwa Veranden, Erkern und Lauben (Abb. 1).

Eine kurze Renaissance erlebte das Vertikalschiebefenster in den Gebäuden der Klassischen Moderne des Bauhauses. Es war als Großflächenfenster bis 5 m² innovativ, orientierte sich an der anglo-amerikanischen Baukultur und wurde mit deutscher Präzision und Bautechnik verbessert. Damals patentierten zehn deutsche Hersteller Beschlagsysteme für Vertikalschiebefenster bis hin zum in dieser Zeit wohl einzigartigen „Weltschiebefenster System Braun“ der Firma Karl Braun Augsburg, das einzige System, das mit Federspannung ein Verschieben der Flügel unterstützte. In der damaligen Fachliteratur wird das Vertikalschiebefenster einschließlich seiner Varianten wie Versenkfenster ausreichend gewürdigt. Aktuelle Publikationen zum Thema historische Fenster behandeln das Vertikalschiebefenster, auch Hebe- und Aufschiebefenster genannt, nur marginal (Abb. 2).

1 Frauenfeld (Schweiz): Die offene Loggia einer Fabrikantenvilla wurde 1911 geschlossen, eingebaut wurde ein Vertikalschiebefenster. Als Konstruktion wählte man eine modifizierte Panzerverglasung.



Herkunft und Entwicklung

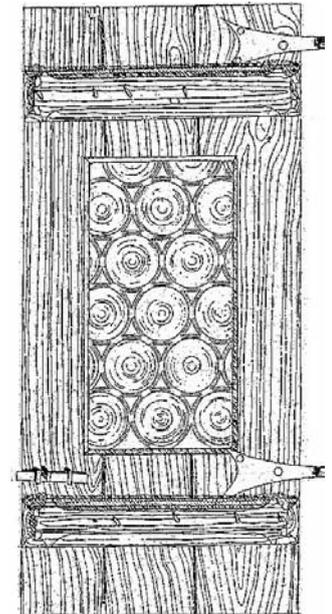
Der verglaste Fensterverschluss hat sich aus den Holzläden entwickelt. Sie waren technisch und materiell einfach herzustellen und dienten zu-

2 Friedrichshafen, Klufterner Straße 85: Versenkfenster von 1964 zwischen Wohnhalle und verglaster Veranda. Motorisch abgesenkt ergibt sich eine schwellenlose Öffnung der Wohnhalle zur Veranda.

3 Fritzlar, Fritzlarer Domstift: Fensterladen mit eingearbeiteter Butzenscheibenverglasung.

nächst als in Öffnungen eingestellte Brettflächen zum temporären Verschluss. Hieraus entstand der in Laufleisten horizontal geführte Schiebeladen, der ohne Beschlagtechnik herzustellen war. Neben den bekannten Klapplädenvarianten gab es bereits ab dem 15. Jahrhundert vertikal verschiebbare Zug-, Zieh- und Fallläden, die vorrangig bei Doppelfenstern und Fensterbändern zum Einsatz kamen (Abb. 3).

Zug- und Ziehläden findet man in Südwestdeutschland in Esslingen am Hafenmarkt 10, in Blaubeuren am Großen Haus, in Tübingen in der Judengasse, ebenso im Bauernhausmuseum in Wolfegg und in der Altstadt von Ulm, am Schlössle in Oberlenningen, in Steißlingen, Postweg 6, transloziert von Ehestetten bei Hayingen und am Hof Kleiner in Bodnegg-Bach. Bei allen Fällen handelt es sich um vollständige Rekonstruktionen, die nach Befunden wie Bohrungen und Kerben im Brustriegel und/oder nach archivalischen Belegen rekonstruiert wurden. Laut Johannes Gromer mussten im Jahr 1808 Zug- und Ziehläden ausnahmslos und unter Androhung hoher Strafen von den Gebäuden entfernt werden, da diese Konstruktionen im Brandfall den Brandübertrag von Geschoss zu Geschoss begünstigten. Gromer schreibt weiter: „Leider ist in Baden-Württemberg kein solcher Ziehladen des 18. Jahrhunderts mehr komplett erhalten“. Sowohl durch diese brandschutztechnischen Belange als auch durch Barockisierung und Modernisierung ging dieses Baudetail der Renaissance vollständig verloren, bis auf eine einzige Ausnahme im südwestdeutschen Raum (Abb. 4–6).



An der Probstei in Herrenberg, dem heutigen evangelischen Dekanat, wurde 2001 von der Holzmanufaktur Rottweil hangseitig und geschützt vom großen Traufüberstand des Daches ein Fensterband mit vollständig erhaltener Ziehladenkonstruktion entdeckt und dokumentiert. Inschriftlich auf 1577 datiert, blieb der hier eingebaute Fenstererker mit außenliegenden Ziehläden in allen Teilen, einschließlich der Fensterverglasung, authentisch erhalten.

Die Gesamtkonstruktion des Ziehladens besteht aus einem analog zur Fenstergliederung geteilten Laufrahmen aus genuteten senkrechten Laufleisten sowie aus einem unteren und einem oberen Querholz. In diese Rahmenkonstruktion sind die aus drei bis vier breiten Brettchen zusammengesetzten Brettflächen eingestellt, die mit Hirnleisten versehen sind – eine Konstruktion zum Geradehalten der Brettflächen. Den Ziehläden benutzt man raumseitig mittels eines Lederriemens. Am unteren Ende der Brettfläche, in der Tasche zwischen Brettladen und Hauswand,

4 Esslingen, Hafenmarkt 10: Auf Grundlage der bauhistorischen Untersuchungen wurden Fensteröffnungen, Fensterverschlüsse, Ziehläden und Fensterläden rekonstruiert. Rekonstruierter Zustand um 1500.

5 Oberlenningen, Schlössle von 1596: Die Ziehläden wurden nach einem im Innenraum erhaltenen Befund rekonstruiert.

6 Oberlenningen, Schlössle: Original erhaltener Ziehladen im Gebäudeinneren.



7 Herrenberg, Schlossberg 1, heute Evangelisches Dekanat. Es wurde um 1440 als Chorherrenstift erbaut, von 1536–1749 war der Bau Residenz der Obervögte, anschließend Wohnung für den Superintendenten und die Dekane.



8 Herrenberg, Schlossberg 1, Evangelisches Dekanat. Fensterband von 1577 mit vollständig erhaltenen Fenstern und Ziehläden. Zusätzlich wurden um 1920 zum Schutz der Renaissancefenster und für die wärmetechnische Verbesserung Vorfenster außen in die Ebene der Ziehläden eingestellt.

9 Herrenberg, Schlossberg 1, Evangelisches Dekanat. Renaissancefenster mit Ziehläden von 1577 und Vorfenster um 1920, singulärer Befund in Baden-Württemberg.

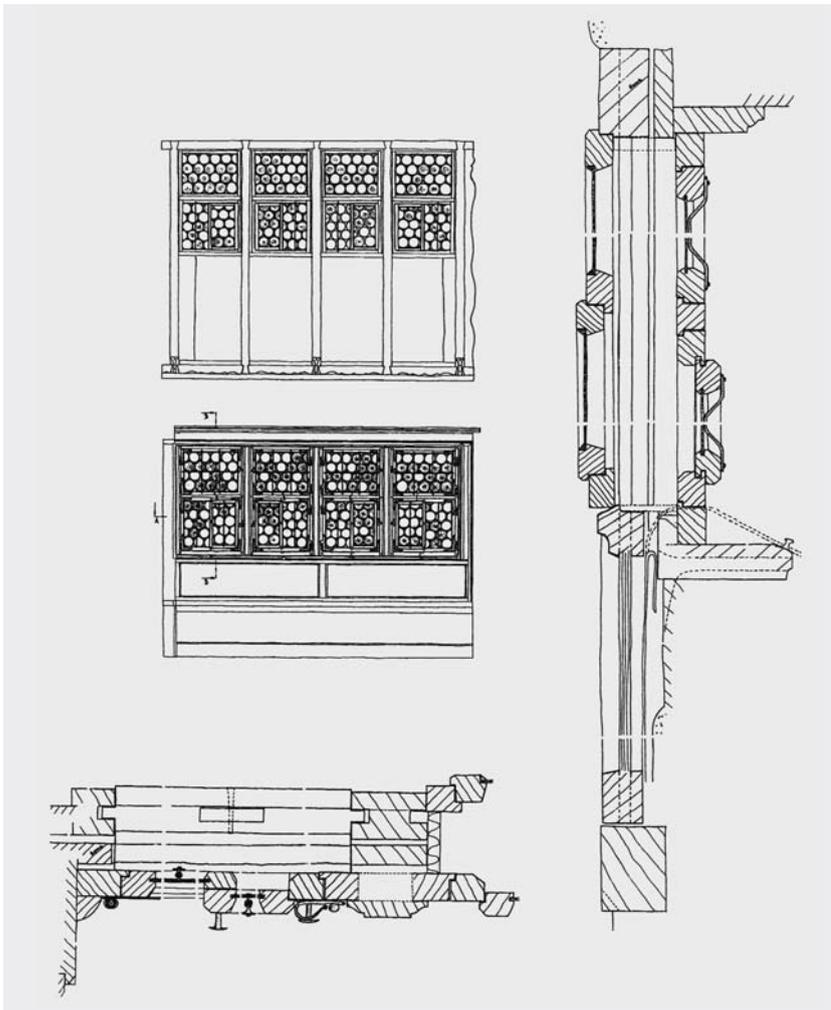
wird der Riemen befestigt und mittels einer Bohrung durch den Brustriegel ins Rauminnere geführt. So ist durch Ziehen das problemlose Anheben der Brettläden möglich. Zum vollständigen Verschließen der Fensteröffnungen wurden die Läden dann über eine in der Fläche vorhandene Griffmulde noch vollends nach oben geschoben und mit einem seitlich am Fensterrahmen angebrachten sichelartig gebogenen Beschlag gehalten.



Ergänzend finden sich als gestalterische Elemente an den Ziehladenkonstruktionen seitlich oben und unten angebrachte geschweifte Bretter. Ebenso aus gestalterischen Gründen wiesen die Brettflächen der Fensterläden oftmals dekorative Bemalungen auf. Für Läden und Laufleisten wurde Nadelholz verwendet. Zunächst war die Oberfläche holzsichtig oder lasiert und wurde meist erst später im Zuge des barocken Zeitgeschmacks farblich überfasst. Ab dem 15. Jahrhundert gehörten diese weniger wegen des Sichtschutzes als vielmehr zur wärmetechnischen Verbesserung in der kalten Jahreszeit eingebauten Ziehläden zur gängigen Ausstattung von Fensterkonstruktionen der Renaissance. Befunde wie Bohrungen in den Brustriegeln der Fensterhölzer und vereinzelt fragmentarisch erhaltene Resthölzer dieser Konstruktionen belegen dies, wie zum Beispiel im Ravensburger Humpisquartier, in den Schlössern Köngen und Heubach und in Horb, Bußgasse 3.

Eine wahre Fundgrube eröffnet sich dem Bauforscher, wenn er die Ostschweiz, den Kanton Zürich und Teile der Innerschweiz offenen Auges erkundet. Bereits im linksrheinischen Ermatingen existieren an mindestens sechs Gebäuden noch originale Ziehläden. Am Kehlhof in der Mühlstraße gibt es 47 Ziehläden, einschließlich des kompletten historischen Fensterbestandes von 1694 (Abb. 10). Selbst die dem Ziehladen konstruktiv ähnliche Variante von oben, der Fallladen, findet sich in der Ostschweiz an vielen Gebäuden. Der älteste derzeit bekannte Fallladen in der Dorfstraße in Kloten datiert auf 1548 (Abb. 11).

Zumindest für die Zeit ab dem 16. Jahrhundert kann man von einer Kombination mit einem zusätzlichen verglasten Fensterverschluss ausgehen. Die Frage, ob Zieh- und Fallläden zunächst der einzige Verschluss waren oder doch in Zusammenhang mit einem verglasten Fensterverschluss zu sehen sind, lässt sich derzeit noch nicht beantworten.



Verbreitung und Akzeptanz

Die ersten bekannten Schiebefenster waren horizontal oder vertikal verschiebbare Lüftungsflügel in einer fest eingesetzten Verglasung. Mit dem Artikel von Bongartz/Hekeler begann eine intensive Beschäftigung mit dieser Fensterform, nicht nur als Rekonstruktion an vielen wiederhergestellten Baudenkmalen in Baden-Württemberg. Auch Bestandsfenster mit Schiebeflügeln wurden in der Folge dieser Veröffentlichung als historisch wertvoll und erhaltenswert eingestuft.

Auf Grundlage dieser frühen Schiebefensterkonstruktionen entwickelte sich ab dem 17. Jahrhundert das Vertikalschiebefenster als Alternative zum Drehflügel Fenster. In der Regel wurde die untere Hälfte des Fensters nach oben geschoben. In Südwestdeutschland waren Vertikalschiebefenster nur wenig verbreitet. Die ältesten Nachweise findet man im Gebäudeinneren, z. B. in den Fürstenlogen der Schlosskirchen in Bartenstein und in Rheinfelden-Beuggen.

Am Bußturm in Horb wurden im Zuge einer Sanierung während der frühen neunziger Jahre in der Bohlenstube Vertikalschiebefenster nach einem im Haus vorhandenen Originalbefund rekonstruiert. Dies geschah in der Absicht, das Denkmal anschaulich, erlebbar und einer breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen. Heute betrachtet man solche Rekonstruktionen kritisch und lehnt sie eher ab (Abb. 12).

Aufgrund nutzungsspezifischer Nachteile sind Vertikalschiebefenster noch stärker gefährdet als historische Fenster im Allgemeinen, sodass hier die Befundlage vor 1900 äußerst dünn ist.

Ab dem frühen 17. Jahrhundert etablierte sich das neuzeitliche Vertikalschiebefenster in Frank-



10 Ermatingen, Kehlhof (Schweiz): Auch an dem danebenliegenden modernisierten Gebäude wurden „Fensterwagen“ mit horizontal laufenden Schiebeläden in moderner Ausführung eingesetzt.

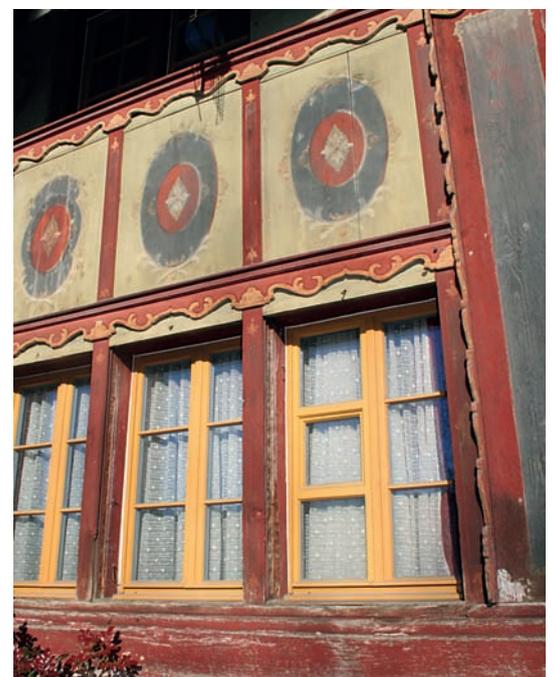
reich und England. In Süddeutschland gibt es aus dieser Zeit keine bekannten Befunde.

Aus dem frühen 17. Jahrhundert, als in Süddeutschland noch kleinteilige bleiverglaste Fenster gang und gäbe waren, liegen präzise Innenraumdarstellungen des französischen Kupferstechers Abraham Bosse vor, die zum Teil raumhohe Vertikalschiebefenster „fenêtre à coulisse“ oder das bis zum Boden reichende „fenêtre à banquette“ darstellen.

Mit der französischen Revolution gehen diese schönen Begriffe verloren. Für das Vertikalschiebefenster hält sich seitdem und bis heute in Frankreich ganz selbstverständlich der Ausdruck „fenêtre à guillotine“, ein Begriff, der sich auf die Verbreitung und Akzeptanz des Vertikalschiebefensters eher nachteilig auswirkt (Abb. 13).

Fensterentwicklungsgeschichtlich gesehen spielten Vertikalschiebefenster in Südwestdeutschland kaum eine Rolle und konnten sich ebenso wenig

11 Oberembrach, Oberembracherstraße 10 (Schweiz): Das schönste Haus in Oberembrach ist das „Rothuus“, ein typisches Dreiässenhaus. Es wurde in der Zeit der französischen Revolution um 1797 erbaut. Die originalen Fallläden sind mit Pflanzenmotiven bemalt.



12 Horb am Neckar, Bußgasse 3, Bußturm: Alemannisches Fachwerkhaus 1438. Über dem mittelalterlichen Wohnturmstumpf in massiver Bruchsteinmauerung wurde 1438/39 ein zweigeschossiger Fachwerkbau errichtet, der in der für den süddeutschen Raum so typischen alemannischen Fachwerkkonstruktion ausgebildet ist.



13 Vertikalschiebefenster („fenêtre à coulisse“) mit großzügiger Rechteckverglasung. Bis ins ausgehende 17. Jahrhundert wurden in Süddeutschland noch runde, in Blei gefasste Scheiben eingebaut.



wie die anderen Öffnungsvarianten Schwingen, Klappen, Kippen, Wenden gegen den Dreh- bzw. den heutigen Dreh-Kipp-Flügel durchsetzen.

Für und Wider

Das Vertikalschiebefenster war und ist im Rahmen des Fensterbaus eine Sonderkonstruktion, die unbestreitbar etliche Vorteile bietet, ohne die der dominante Einsatz solcher Fenster in England und Amerika nicht vorstellbar wäre. Da diese Fenster in einer Ebene zu benutzen sind, bleiben die Flächen vor und hinter dem Fenster unberührt. Kein in den Raum stehender Flügel stört die Aktivitäten im Rauminneren. Mögliche Verletzungsgefahren durch in den Raum stehende Flügel entfallen ebenso wie Feststeller gegen unkontrollierte Bewegungen und Zuschlagen.

Je nach Bauart der Vertikalschiebefenster gibt es eine Vielzahl von optimalen, exakt dosierbaren Einstellungen zur Stoß- und Dauerlüftung. Hinzu kommt, dass ergänzende Ausstattungen wie Innen- oder Außenläden, Verschattungssysteme, Sicht- und Blendschutz problemlos installiert werden können.

Trotz allem setzte sich das Vertikalschiebefenster nur im anglo-amerikanischen Raum nahezu marktbeherrschend durch, heute in aller Regel aus Aluminium oder Kunststoff gefertigt, elektrisch zu bedienen mit Öffnungsbegrenzer und auch im Hochhaus einsetzbar. Vertikalschiebefenster gehören zu den technisch aufwendigeren Systemen, sowohl in der Konstruktion als auch im Einsatz ergänzender Vorrichtungen für die Gegengewichte oder Motoren. Damit sind sie in Unterhalt, Pflege, Wartung, Reparatur und Instandhaltung anspruchsvoller und gelten in Deutschland als Sonderkonstruktionen.

Auch die Reinigung der feststehenden oberen Verglasungen gelingt nur unter erschwerten Bedingungen. Nur mithilfe von sehr aufwendigen Beschlagssystemen war es möglich, Flügel beliebig in der Vertikalen zu schieben und bei Bedarf diese auch wie ein Drehflügel nach innen zu öffnen – optimal für Reinigung und Pflege. Zudem neigen Vertikalschiebefenster bei entsprechendem Winddruck zu erhöhter Undichtigkeit.

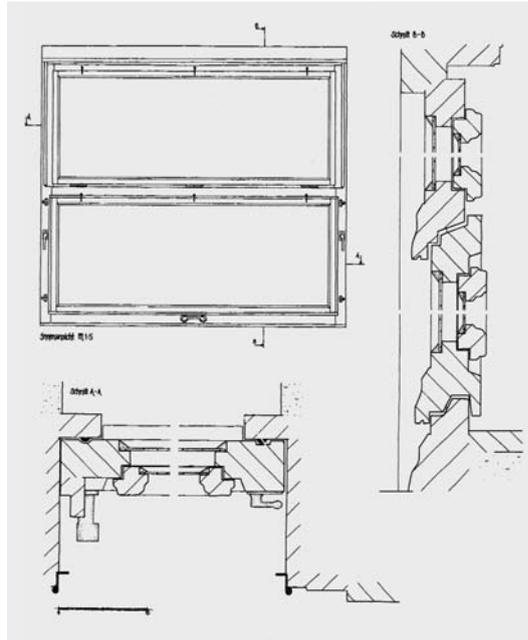
In Deutschland ist das Vertikalschiebefenster „das“ Fenster der Klassischen Moderne und des Bauhauses. Erst der starke architektonisch innovative Gestaltungswille der Kunst-, Design- und Architekturschule Bauhaus verschaffte diesem Fenstertyp von 1920 bis 1935 eine kurze Blüte, die durch die nationalsozialistischen Repressionen zwar nicht ganz zum Erliegen kam, jedoch wiederum in eine Nische abgedrängt wurde.

Im Neubau kommen heute in Einzelfällen unter vorrangig formalen oder funktionalen Gesichtspunkten Vertikalschiebefenster zum Einsatz, aktuell verstärkt im schulischen Bereich, da hier die Vorteile einer dosierten Lüftung ohne Raumeinschränkung auf der Hand liegen (Abb. 16).

Aktuelle Anwendungen

Millionenfache Anwendung finden Vertikalschiebefenster bei uns nach wie vor im Fahrzeug- und Waggonbau. In nahezu allen Autos sind heute elektrisch bedienbare Fenster in Gebrauch. Und auch im Waggonbau, zumindest da, wo es noch die Notwendigkeit einer manuell zu betätigenden Fensteröffnung zur Lüftungsregulierung gibt, sind sie zu finden.

Ein weiterer Einsatz des Fenstertyps erfolgt im Rahmen von Gebäudereparatur und -restaurie-



14 Rottweil, Oberdorfstraße 73. Villa um 1920 mit Vertikalschiebefenstern im Erker.

Am Haus auf der Alb in Bad Urach hat man bei der Sanierung in den 1980er Jahren die als nicht erhaltensfähig eingestuften bauzeitlichen Vertikalschiebefenster durch neue ersetzt. Ebenso verfuhr man nach Kriegsschäden in der Stuttgarter Weissenhofsiedlung. Heute gibt es in Deutschland keinen Beschlags-hersteller mehr für das Vertikalschiebefenster. Lediglich ein Lieferant aus der Schweiz hat diese Spezialbeschläge noch im Angebot.

Reparatur und Restaurierung

Auch Vertikalschiebefenster liegen mittlerweile als historische Sonderfensterkonstruktionen verstärkt im Fokus denkmalpflegerischer Betrachtungen. Bis auf wenige Ausnahmen sind diese Fenster an Gebäuden der Bauhauszeit zu finden bzw. an Gebäuden, die in dieser Zeit verändert oder erweitert wurden. Häufig stellt man Vertikalschiebefenster in Frage. Zum einen ist ihre Akzeptanz generell nicht sehr groß. Zum anderen erfordern ihre technischen und konstruktiven Details intensivere Pflege und Unterhalt. Regelmäßige Wartungsintervalle müssen eingehalten werden, vor allen Dingen auch im Bereich der verdeckt liegenden Gegengewichte, Seilführungen und Umlenkrollen. Im Falle unkontrollierter Materialermüdung oder sich lösenden Verschraubungen und Verbindungen besteht durch herunterfallende Schiebeflügel Unfallgefahr. Ein weiteres Problem stellen die funktionstechnischen Verbesserungen dar. In aller Regel wurden Vertikalschiebefenster als einfachverglaste Fenster ohne Dichtungsebene gefertigt, sodass heute unzureichende und oft nicht akzeptierte Funktionswerte vorliegen. Herkömmliche Fenstersysteme mit Dreh-, Schwing-, Kipp- und Wendeflü-

geln lassen sich meist problemlos funktionstechnisch durch additive und substituierende Maßnahmen verbessern, beispielsweise, indem man eine zweite Fensterebene als Innen- oder Vorfenster einbaut. Auch Veränderungen am Bestand selbst durch Aufdoppeln mit einem zusätzlichen Flügel oder Einbauen spezieller Isolierverglasungen sind möglich. Nicht ohne Weiteres können die bei Reparatur und Restaurierung historischer Fenster bewährten Methoden auf Vertikalschiebefenster übertragen werden. Ein zusätzliches Fenster innen oder außen scheidet unter Nutzungsspezifischen Gesichtspunkten in aller Regel aus (Abb. 17).

Veränderungen am Bestand wie der Einbau von Isolierglasscheiben oder Aufdoppeln des Bestandes erhöhen das Gewicht der Schiebeflügel. Gegengewichte, Seilführungen und Befestigungssysteme müssen dann aufwendig verstärkt werden. In intensiv genutzten Räumen wie Restaurants oder Büros werden einfachverglaste Vertikalschiebefenster meist funktionstechnisch verbessert. Da vertikale Schiebefenster häufig in wenig genutzten Räumen wie Veranden, Loggien oder Wintergärten eingebaut sind, sollte man unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte von Denkmalpflege, Bauphysik, Baukosten und Baukonstruktion abwägen, ob der Bestand nicht unverändert gehalten werden kann. Sinnvoll ist dann eine entsprechende Abstimmung der Nutzung, wie es zum Beispiel im Foyer der Trinkhalle in Bad Wildbad geschah.

Drehen versus Schieben

Vorrangig scheinen der Einsatz und die Verbreitung von Vertikalschiebefenstern ein kultur- und mentalitätsspezifisches Phänomen zu sein. Derzeit gibt es



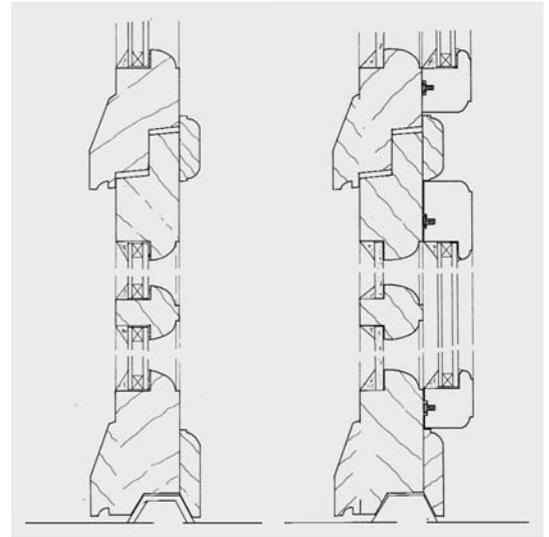
15 Rottweil, Berufsschulzentrum. Die komplette Verglasung besteht aus Vertikalschiebefenstern.

16 Bad Wildbad, Trinkhalle: Vertikalschiebefenster. Systemzeichnung für wärmetechnische Verbesserung durch Einbauen eines dünnen Sonderisolierrglases, 15 mm, U-Wert $1,2 \text{ W/m}^2 \times k$ (links). Systemzeichnung für funktionstechnische Verbesserung. Durch raumseitige Aufsatzflügel wird das einfach verglaste Fenster zum Verbundfenster ergänzt, U-Wert der Verglasung $0,8 \text{ W/m}^2 \times k$ (rechts).

kaum plausible Antworten auf die Frage, warum im anglo-amerikanischen Bereich Vertikalschiebefenster nach wie vor den Markt beherrschen.

Besonders in Deutschland stellt man an Fenster sehr hohe Anforderungen, weniger was Dauerhaftigkeit und Nachhaltigkeit angeht, sondern vorrangig hinsichtlich ihrer Funktionswerte. Aktuelle Standards und Funktionswerte werden ständig in Frage gestellt bzw. verbessert. Ein vor zehn Jahren eingebautes normgerechtes Fenster mit einem U-Wert von $2,8 \text{ W/m}^2 \times k$ gilt inzwischen als Wegwerfbauteil, da Fenster heute bereits einen U-Wert von ca. 1,2 aufweisen. Mit Abstand hat Deutschland den weltweit prosperierendsten Fenstermarkt und steht derzeit mit 15 Millionen jährlich gefertigten Fenstereinheiten ungeschlagen an der Spitze.

In Ländern wie Amerika oder England, wo das Vertikalschiebefenster traditionell und auch nach wie vor das gängigste Fenstersystem darstellt, stellt man völlig andere Ansprüche an ein Fenster. Die Masse der hier eingesetzten Vertikalschiebefenster ist ohne aufwendige Beschlagstechnik gefertigt. Gegengewicht und verdeckt liegende Hilfskonstruktionen sind kaum verbreitet. Rein manuell schiebt man die Fenster nach oben, was gewichtsmäßig auch möglich ist, da diese Fenster weder Isolierglas oder Doppelverglasungen noch kräftige Holzquerschnitte aufweisen. Auch wurden diese Fenster nicht auf den Millimeter passgenau gefertigt, was einer leichteren Handhabung zugute kommt. Meist sorgen Klimaanlage für das Raumklima und weniger die Funktionswerte der Fenster. 1934 schreibt der Däne Sten Eiler Rasmussen in „LONDON – the unique city“ hierzu die folgenden amüsanten Sätze: „Ausländische Architekten



wunderten sich, wie es möglich sei, Schiebefenster – welche die Londoner benutzen – zu konstruieren, die auch passen. Die Antwort ist: sie passen nicht. Das ist der Grund, warum sie benutzt werden. Der Engländer findet es absolut notwendig, dass seine Wohnräume ständig durchlüftet werden; darum benutzt er offene Kamine und schlecht angepasste Fenster – unterwegs im Ausland wird er sich zurücksehnen nach seinem in Leichtbauweise konstruierten Haus, in dem die feuchte Winterluft durch das Dach fegt, während Türen und Fenster klappern.“

Hierzulande wäre so etwas nicht vorstellbar. Die bei uns sprichwörtliche Präzision und Gründlichkeit führte zur Dominanz des Drehflügelfensters. Es ist insgesamt pflegeleichter, besser zu handhaben, kostengünstiger in der Herstellung und wartungsfreier.

Literatur

Norbert Bongartz/Rolf Hekeler: Historische Fensterformen in Baden-Württemberg. Schieben statt Drehen und Kippen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Juli bis September 1983.

Daniel Westenberger: Untersuchungen zu Vertikalschiebefenstern als Komponenten im Bereich von Fassadenöffnungen. TU München, Fakultät für Architektur (hg.), München 2005.

Hermann Klos
Holzmanufaktur Rottweil GmbH
Neckartal 159
78628 Rottweil

Genaueres Hinschauen wird belohnt

Barocke Florausmalung, Schriftfelder und zahlreiche Funde in einem Wohnhaus des 15. Jahrhunderts in Bodelshausen (Kreis Tübingen)

Das 1484 erbaute denkmalgeschützte Wohnhaus in der Altenhoferstraße 3 in Bodelshausen stand bis zu seinem Verkauf durch die Gemeinde an private Eigentümer im August 2006 über einen längeren Zeitraum leer. Von außen betrachtet ließ sich das verputzte Fachwerkhaus zu diesem Zeitpunkt nur schwer als spätmittelalterliches Gebäude erkennen.

Seit Beginn der Instandsetzungs- und Restaurierungsarbeiten an der historischen Holzkonstruktion zeigte sich vor allem im Gebäudeinneren ein interessanter Bestand von gut erhaltenen Wanddekorationen und Ausstattungsteilen, die im Zusammenhang mit ersten größeren Umbaumaßnahmen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden sind. Die neuen Eigentümer richteten alle Aufmerksamkeit darauf, selbst aus scheinbar total überformten Oberflächen und Strukturen noch Aufschlüsse über einen spannenden historischen Bestand zu gewinnen. Ein „normaler“ Bauablauf auf einer Baustelle hätte all dies zerstört.

Luise Schreiber

Geschichte und Nutzung des Hauses

Das nach bisherigem Kenntnisstand älteste Haus von Bodelshausen liegt am Rande des heutigen Ortskerns, umgeben von Wohnhäusern, die teils ebenfalls älteren Datums sind, teils aus dem 20. Jahrhundert stammen. Es handelt sich um ein giebelständiges zweistöckiges Fachwerkgebäude mit Satteldach, das erhöht in leichter Hanglage steht. Das Haus wurde in „allemanischer“ Geschossbauweise errichtet und ist in zwei Schiffe und drei Zonen aufgeteilt, die sich durch die Anordnung und Anzahl der bestehenden Bundständer ergeben. Alle ursprünglichen Teile der Fachwerkkonstruktion bestehen aus Eichenholz, die ältesten erhaltenen Gefache sind in Lehm-Flechtwerk ausgeführt. Zur Zeit seiner Erbauung im späten Mittelalter stand das Gebäude frei und wies am Vorder- und Rückgiebel jeweils mindestens eine so genannte dreifache, an den Traufseiten einfache Auskragung auf. Dieses für das ausgehende 15. Jahrhundert typische Vorspringen der oberen Stockwerke gegenüber den darunterliegenden wurde von hölzernen, direkt aus den Ständern ausgearbeiteten, plastisch vortretenden Knaggen zusätzlich gestützt.

Sowohl die Auskragungen als auch die Knaggen sind heute nur noch schwer zu erkennen, da sie durch nachträgliche Vormauerungen und Abarbeitungen in späteren Bauphasen überformt wurden. Vorerst liegen weder über die Erbauer des Hauses Informationen vor noch konnte man die besonders interessanten Besitzverhältnisse während des 16. und

1 Ansicht des Gebäudes Altenhoferstraße 3 in Bodelshausen von Westen, Februar 2008.



17. Jahrhunderts klären. Hinweise zu ehemaligen Hausbesitzern sind bisher nur vom frühen 19. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit bekannt. In diesem Zeitraum wechselte das Gebäude mehrmals den Besitzer und wurde von verschiedenen aufeinanderfolgenden Bodelshausener Handwerkerfamilien als Wohnhaus mit Stall und Werkstatt genutzt. Nach Verkauf des Hauses durch die letzten privaten Eigentümer in den 1970er Jahren durchlebte das Gebäude weiterhin eine wechselvolle Nutzungsgeschichte. Unter anderem diente es der methodistischen Kirchengemeinde des Ortes als Gemeindehaus, anschließend 14 Jahre lang als städtisches Asylbewerberwohnheim. Zu Beginn des neuen Jahrtausends sah die Gemeinde den Abriss vor, was eine gerade noch rechtzeitig erfolgte Feststellung einer baugeschichtlichen Bedeutung verhindern konnte. Im Jahr 2003 fand eine vom Landesdenkmalamt initiierte bauhistorische Untersuchung statt, bei der man unter anderem die Erbauungszeit des Hauses dendrochronologisch auf das Jahr 1484 datierte. Zudem konnten eine hochwertige repräsentative Ausstattung und ein größerer Bestand spätmittelalterlicher Bauteile vor allem im Gebäudeinneren nachgewiesen werden, was letztlich zur Unterschutzstellung des Hauses führte. In den Folgejahren suchte die Gemeinde Bodelshausen nach geeigneten Käufern. Währenddessen stand das Haus insgesamt vier Jahre lang leer, was der ohnehin bereits maroden Bausubstanz nicht zuträglich war. Im August 2006 erwarben die Autorin und ihr Partner das Haus und bewohnen seither einen Teil des in den 1950er Jahren ausgebauten Dachbereiches. Mit den für die kommenden Jahre geplanten umfassenden Sicherungs- und Restaurierungsmaßnahmen konnte nach erfolgter Schadenserfassung im Frühjahr 2007 begonnen werden.

Grundrisse und ihre Veränderung

Im vorderen, zur Straße gerichteten Hausbereich sind zwei Gewölbekeller untergebracht, die so in den Hang gebaut wurden, dass sie jeweils nur teilweise unterhalb des Außenniveaus liegen. Bisherigen Erkenntnissen zufolge besaß das Erdgeschoss des zweistöckigen Wohnhauses wohl stets eine untergeordnete Funktion. Offenbar erfolgte die Erschließung des Hauses schon immer von der nordwestlichen Traufseite her, an deren Stelle sich bis heute der Haupteingang befindet. Vom Erdgeschoss gelangt man über eine Holztreppe in das im ersten Stock gelegene Hauptwohngeschoss. Hier finden sich die bemerkenswertesten Räume des Hauses, die bereits im Spätmittelalter und zum Teil in einer ersten größeren Umbauphase repräsentativ ausgestattet wurden. Im Wesentlichen entspricht die Raumaufteilung des ersten Obergeschosses der Raumanordnung vergleichbarer süddeutscher Fachwerkhäuser des späten Mittelalters. Von einem längsrechteckigen zentralen Flur, der quer zur Firstrichtung verläuft und sich ursprünglich über die gesamte Hausbreite erstreckte, gehen vier größere und zwei kleinere Räume ab. Bei den beiden kleineren Räumen handelt es sich um nachträglich vom Flur abgetrennte Einbauten. In der großen straßenseitigen Stube beeindruckt die vollständig erhaltene bauzeitliche gewölbte Bohlenbalkendecke. Außer der Decke blieben von der ursprünglichen Stubenausstattung nur noch die Grundkonstruktion sowie der Wandabschnitt, der den Raum vom Flur trennt, erhalten. An die Stube grenzt die nach Süden ausgerichtete Küche, jenseits des Flures befinden sich zwei größere Kammern. Nach Nordosten schließt eine kleine barocke Täferstube an die Stube an, deren Holztäfer und Profilleisten ungewöhnlich vollständig erhalten



2 Trennwand zwischen Stube und Täferstube im Vorzustand, September 2006.

sind und die vermutlich als Schlafkammer gedient hat. Eine hölzerne Täferwand mit einer niedrigen Türöffnung trennt Stube und Täferstube. Als Besonderheit gilt die im oberen Drittel der Trennwand angebrachte, aufwendig gearbeitete hölzerne Vergitterung. Ihre schmalen diagonal verlaufenden Dreikantleisten sind an den jeweiligen Kreuzungspunkten durch kleine Holznägel miteinander verbunden. Über diese vergitterte Wandzone, die sich aus drei nebeneinander angeordneten Gitterfeldern zusammensetzt, ließ sich die Täferstube indirekt mitbeheizen. Im Gegensatz zu den heute vorhandenen Türöffnungen in drei Raumseiten handelt es sich bei der erwähnten niedrigen Tür in der Trennwand um den ursprünglich wohl einzigen Zugang zur kleinen, nachträglich in die Flurzone eingebauten vertäfernten Schlafkammer.

Das vom Flur des Obergeschosses nun über eine jüngere Holzterrasse erschlossene erste Dachgeschoss diente wohl von Anfang an ebenfalls zu Wohnzwecken, wobei der Grundriss weitgehend dem des Obergeschosses entsprach.

In der Sockelzone der flurseitigen Rückwand der barocken Täferstube fand sich weiterhin eine Treppenwange aus Eichenholz mit sorgfältig ausgestemmtten Auflagern für profilierte Stufen. Aufgrund dieses Befundes ist davon auszugehen, dass bereits seit der Umbauphase Ende des 17. Jahrhunderts eine repräsentative hölzerne Treppenanlage in das erste Dachgeschoss führte.

Wie man das zweite Dachgeschoss genau genutzt hat, lässt sich momentan nicht nachvollziehen.

Wanddekoration von 1694 im zentralen Flurbereich

Nachdem man im Sommer 2007 im Flurbereich des ersten Obergeschosses Verkleidungen der 1960er Jahre abnahm, kamen größere Flächen er-

haltener Lehmgefache zutage, die dünn mit mehreren Kalkputzschichten verputzt sind und Tüchepakete tragen. Bei der restauratorischen Untersuchung und Freilegung von Probestellen in den betreffenden Wandbereichen konnte ein vergleichsweise gut erhaltenes dekoratives Bemalungssystem nachgewiesen werden, das in einem ländlichen Wohnhaus bisher selten und somit von besonderer Bedeutung ist.

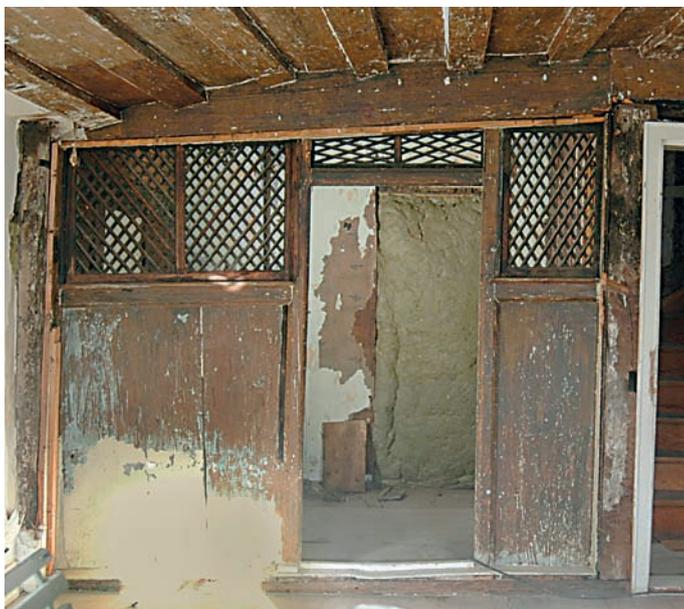
Im Bereich der seit der Erbauungszeit bestehenden, quer zur Firstrichtung verlaufenden Flurwände wurde dieses Gestaltungssystem auf einer dritten Kalkputzschicht ausgeführt. Auf der flurseitigen Rückwand der nachträglich in den Flur eingebauten Täferstube handelt es sich bei der bemalten Putzschicht um den ersten Kalkputz direkt über dem Lehmputz der Gefache. Somit stehen die Ausmalung des Flures und der Einbau der Täferstube in Zusammenhang mit einer ersten größeren Umbauphase im Gebäudeinneren, die laut dendrochronologischer Analyse etwa 1694 stattfand.

In dieser Zeit wurden alle hölzernen Konstruktionsteile der Flurwände schwarz gefasst, anschließende Gefacheflächen zeigten schwarze Begleitlinien. Eckbereiche der Gefache betonten Blüten und Früchte, ebenfalls monochrom schwarz gemalt. So lassen sich unter anderem eine stilisierte Hagebutte und eine Pflaume erkennen. In den bereits freigelegten Wandbereichen wiederholt sich kein einziges Motiv. Zusätzlich zum vorhandenen Fachwerk sind im Bereich des Treppenaufgangs vom Obergeschoss ins erste Dachgeschoss ein weiterer Balken und der dazugehörige Riegel aufgemalt. Solche Scheinfachwerkbemalungen sollten eine modernere, im Barock übliche, kleinteilige Fachwerkgliederung vortäuschen.

An der südwestlichen Längswand und der anschließenden nordwestlichen Schmalseite des Flures befindet sich in der mittleren Wandzone je-

3 Trennwand zwischen Stube und Täferstube mit hölzerner Vergitterung zur indirekten Beheizung, November 2007.

4 Zeichnerische Rekonstruktion des ersten Obergeschosses zur Entstehungszeit der Täferstube und der Wanddekorationen in Blickrichtung Nordwesten. Zeichnung nicht maßstabsgerecht.



5 Schriftfeld im Flur des ersten Obergeschosses während der Freilegung im Dezember 2007.



weils ein fragmentarisch erhaltenes Schriftfeld. Die Schriftfelder sind so angeordnet, dass sie die Eingangstür zur Stube flankieren. Mit hoher Wahrscheinlichkeit gab es in der linken Hälfte der Nordwestwand ein weiteres Schriftfeld, genau an der Stelle, wo diese im 20. Jahrhundert für den Einbau einer Tür geöffnet wurde. Das Schriftfeld an der nordwestlichen Flurwand, also der Rückseite der Täferstube, blieb noch zu etwa drei Vierteln erhalten, sodass die Gestaltung des Feldes sowie die Gliederung der Schrift gut nachvollziehbar sind. Vier Zeilen schwarzer geschwungener Buchstaben, die auf einen gelblichen Fondton aufgetragen wurden, ergeben Sprüche, die wohl einst die Hausbesucher Willkommen hießen. Leider installierte man im Zentrum des Vierzeilers in den 1950er Jahren eine moderne Flurbeleuchtung, die eine größere Störung der bemalten Putzfläche hervorrief. So sind zwar einzelne Worte wie „der“, „hilfft“ und „dem“ lesbar, allerdings lässt sich ihr Sinnzusammenhang möglicherweise nie mehr nachvollziehen. Zudem gibt es innerhalb der Schriftfelder jeweils zwei verschiedene Sprüche, die in direkt aufeinanderfolgenden Gestaltungsphasen ausgeführt wurden. Die Buchstaben des älteren Spruches sind größer und schmaler gehalten. Da die Sprüche sich teilweise überlagern, legt man nur den oberen jüngeren Spruch frei. Bei einer Freilegung der älteren Schrift würde er verloren gehen.

Wie bei den Schriftfeldern lassen sich auch beim beschriebenen Flurmalungssystem zwei aufeinanderfolgende Ausmalphasen belegen, wobei die jüngere Fassung weniger Differenzierungen aufweist. Vorerst konnten die Malereien an drei Flurwänden nachgewiesen werden, es ist aber davon auszugehen, dass ursprünglich der gesamte Flur einschließlich der weitgehend verlorenen Decke in die Gestaltung einbezogen war.

Befunde zur Außenfarbigkeit

Da die Gefache der Außenwände in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie in einer weiteren Renovierungsphase in den 1960er Jahren größtenteils durch Bimssteinausmauerungen ersetzt wurden, sind dort nur wenige Hinweise auf Putze und mögliche Architekturfarbigkeit zu erwarten. Allerdings fanden sich beim Entfernen der vollflächigen Verputzung des 20. Jahrhunderts am straßenseitigen Giebel sowie beim Abtragen neuzeitlicher Vormauerungen an der nordwestlichen Traufseite Reste eines rot gefassten älteren Kalkputzes. Bei diesen gefassten Putzfragmenten handelt es sich nicht um bauzeitliche Befunde, da sie sich über nachträglich mit Bruchstein ausgemauerten Gefachen befinden. Man kann davon ausgehen, dass die Außenwände in dieser Fassadenzone im 15. Jahrhundert mit hölzernen, vermutlich außen verputzten Bohlenbrettern geschlossen waren. Weiterhin sind in geschützten Bereichen der hölzernen Fachwerkkonstruktion, beispielsweise unterhalb der traufseitigen Dachüberstände, Reste einer Rotfassung zu beobachten, die ausschließlich auf den ältesten Konstruktionsteilen aus Eichenholz vorkommt. Ob diese Fassung der Holzkonstruktion und die roten Fassungsbeefunde der Gefache am Straßengiebel möglicherweise derselben Gestaltungsphase angehören, muss noch untersucht werden. Weitere interessante Farbbefunde haben sich am rückwärtigen Giebel an einem Ständer der spätmittelalterlichen Holzkonstruktion und an dem damit verbundenen diagonal verlaufenden Schwertband erhalten. Über mehrere Jahrhunderte waren diese Fassungsreste von einer inzwischen abgerissenen, vermutlich im Barock angebauten Scheune verdeckt und so vor Witterungseinflüssen und Renovierungsmaßnahmen geschützt. Sie stammen



aus einer Zeit, als der Rückgiebel noch als Sichtfassade frei stand. Bisher lässt sich ein Gestaltungssystem aus geschwungenen, parallel zueinander verlaufenden schwarzen Streifen erkennen, deren Anordnung eine Art stilisiertes Zopfmuster bzw. ein gemaltes Flechtbandsystem assoziiert. Inwiefern dieser Befund als Dokument einer ehemaligen Gesamtgestaltung der Fassade interpretiert werden kann und in welcher Zeit diese entstand, gilt es noch genauer zu untersuchen.

Archäologische Funde und noch mehr Verborgenes

Bei Arbeiten im Fußbodenbereich des jüngeren Gewölbekellers wurden im Sommer 2007 mehrere gut erhaltene Keramikgefäße aufgedeckt, die daraufhin von Archäologen des Referats Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Tübingen dokumentiert und geborgen wurden. Die Gefäße, bei denen es sich um so genannte „Nachgeburststöpfe“ handelt, werden momentan eingehend untersucht (vgl. auch Beitrag Schmid). Während der beginnenden Sanierungsmaßnahmen fanden sich in verschiedenen Bereichen des Hauses zahlreiche Fragmente wertvoller Raumausstattungen des 15. bis 17. Jahrhunderts. Diese waren in Zweitverwendung als Füllmaterial in Zwischenböden und Wandfüllungen des 19. Jahrhunderts genutzt.

Hervorzuheben ist eine größere Anzahl gut erhaltener ornamentierter Fußbodenfliesen aus gebranntem Ton, die wahrscheinlich ins 16. Jahrhundert datieren und in einem oder mehreren Räumen in den oberen Geschossen verlegt waren. Jeweils vier dieser Fliesen, deren Schmuckgestaltung als flaches Relief ausgebildet ist, ergeben ein kreisförmiges Ornament. Sie haben eine röt-

lich-gelbe Farbe und weisen ein mittleres Seitenmaß von 16 x 16 cm sowie eine durchschnittliche Dicke von 3 cm auf. Den äußeren Rahmen des zusammengesetzten Ornamentes bildet ein doppelter Kreis mit integriertem Perlstab. Innen ergibt sich aus vier einzelnen Herzformen, umgeben von stilisierten floralen Ranken, ein an ein Kleeblatt erinnerndes Motiv. Bei mehreren Fliesen sind innerhalb der Herzen zusätzlich zwei Buchstaben eingefügt, wobei es sich um Initialen handeln könnte.

Weitere aufschlussreiche Funde sind Bruchstücke von grün glasierter Ofenkeramik mit reliefartigem Dekor. Ein Stück zeigt das flachplastische Gesicht einer Figur im Halbprofil, die eine Kappe auf dem Kopf trägt. Auf einem anderen Kachelbruchstück blieb der Kopf eines bärtigen Mannes erhalten. Ein Ofenfuß aus hellem Sandstein, der außerordentlich feine Bearbeitungsspuren und Reste einer grauen Farbfassung aufweist, ist wie die beschriebenen Kachelbruchstücke stilistisch einem repräsentativen Ofen zuzuordnen, der vermutlich aus der Renaissance stammt.

Die im Folgenden beschriebenen Fensterglasfunde weisen auf die Existenz ehemaliger hochwertiger Glasfenster hin, die in der Stube eingebaut gewesen sein könnten.

Durch Zufall fand sich eine zu ca. drei Vierteln erhaltene runde Mondglasscheibe im Raum unterhalb der Stube in einer Fuge der Fachwerkkonstruktion, in die sie offensichtlich absichtlich hineingeschoben wurde. Die dünne Scheibe mit einem Durchmesser von 14 cm ist klar, nahezu farblos und relativ blasenfrei. Am Rand kann man deutlich Spuren der ehemaligen Bleieinfassung erkennen, die eine Fensterverglasung nahelegen. Weitere kleine Bruchstücke von runden Glasscheiben in grünlichen und leicht grauen Farbvarianten, darunter auch das Mittelstück einer But-

6 Bemalung von 1694 auf der flurseitigen Rückwand der Täferstube im Bereich des Treppenaufganges zum ersten Dachgeschoss.

7 Scheinfachwerk mit Pflaume (?) an der nordöstlichen Längswand des Flures im ersten Obergeschoss während der Freilegung im Dezember 2007.

8 Ornamentierte Fußbodenfliesen mit flachplastischem herzförmigem Relief und Initialen „B“ und „J“.



zenscheibe, entdeckte man gehäuft im Bereich des Stubenfußbodens.

Es bleibt weiter spannend

Die beschriebenen Wand- und Fassadendekorationen, Ausstattungsteile und Funde lassen auf ursprünglich wohlhabende Hausbesitzer in der Altenhoferstraße schließen. Daher hat sich die Autorin vorgenommen, die bisher unbekanntesten Besitzverhältnisse in den ersten 200 Jahren nach dessen Erbauung zu klären. Als Restauratorin beschäftigt sie sich unter anderem mit der Untersu-

chung historischer Gebäude und ist nun besonders motiviert, das eigene Haus zu erforschen. Als mögliche Erbauer und frühe Bewohner kommen sowohl Angehörige des niederen Adels als auch Vertreter reicher Handwerker- oder Bauernfamilien in Frage. Die Durchsicht der vorhandenen Archivalien wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen und hoffentlich neben den Untersuchungen am Objekt selbst in den kommenden Jahren zu weiteren interessanten Ergebnissen führen.

Literatur

Lothar Gonschor: Das Haus in der unteren Gerberstraße 14. In: Unter Putz und Pflasterstein. Bauforschung und Mittelalterarchäologie in Reutlingen – Zum Beispiel Pfäfflinshofstraße 4, Ausstellungskatalog, hg v. Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 1999.

Tilman Marstaller: Bodelshausen-Altenhoferstraße 3. Bericht zur Bauhistorischen Untersuchung 2003, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Forschungsprojekt „Haus und Umwelt“, Tübingen 2003.

Dipl.-Restauratorin Luise Schreiber
Altenhoferstraße 3
72411 Bodelshausen

Ortstermin



Verborgenes ans Licht gebracht Funde aus einem Keller in Bodelshausen, Kreis Tübingen

Das 1483/84 errichtete Haus Altenhoferstraße 3 in Bodelshausen steckt voller Überraschungen, wie sich bei seiner Sanierung immer wieder zeigt (vgl. auch Beitrag Schreiber). So stießen die Eigentümer beispielsweise beim Versuch, den Keller trocken zu legen, auf eingegrabene Töpfe und schalteten deshalb sofort das Referat Denkmalpflege des Tübinger Regierungspräsidiums ein.

Das Fachwerkhaus steht giebelständig zur Straße an einem Hang und ist nur teilweise unterkellert. Unter dem südlichen Gebäudeteil liegen die beiden tonnengewölbten Keller. Laut Ergebnis der Bauforschung stammt der östliche Keller mit firstparallel verlaufendem Tonnengewölbe aus der Zeit des Hausbaus. Er kann von der Straße aus ebenerdig betreten werden, ein weiterer Zugang im Gebäudeinneren führt nun als Durchgang in den westlichen Keller, der seinerseits vom Mittelflur des Erdgeschosses aus über eine Treppe zugänglich ist.

Der westliche Keller mit seinem quer zum First verlaufenden Gewölbe wurde gegen den östlichen Keller gesetzt und demnach erst später gebaut, möglicherweise im frühen 19. Jahrhundert. Jedoch ist die bauhistorische Befundsituation hier nicht ganz eindeutig, sodass die Datierung vorerst unsicher bleibt.

Eindringendes Hangwasser macht die beiden Keller sehr feucht; deshalb hat man entlang der hangseitigen Wände mit der Anlage von Drainagegräben im Stampflehmfußboden begonnen. Schon beim Abgraben des Lehms wurden zahlreiche Gefäßscherben aufgesammelt und zunächst drei senkrecht im Boden stehende Töpfe beobachtet.

Wie sich beim Freilegen der alten Fußbodenoberfläche in der Nordostecke des Kellers zeigte, waren im Winkel zwischen Kellertreppe und Durchgang zum älteren Keller mindestens sechs Henkeltöpfe mit Innenglasur eingegraben. Bei den Töpfen lassen sich eine nahezu konische und eine gebauchte Form unterscheiden, bei vieren blieben die dazugehörigen konischen Knaufdeckel erhalten. Nach ihrer Dokumentation wurden die Töpfe samt Inhalt geborgen und sofort eingefroren, in der Hoffnung, auf diese Weise eventuelle organische Inhaltsreste konservieren zu können.

Später wurden in der Südhälfte des Kellers nochmals vier eingegrabene Gefäße, darunter auch henkellose und unglasierte Töpfe, sowie die Standspuren von zwei bereits entfernten Gefäßen nachgewiesen. Fragmente zerbrochener Töpfe deuten darauf hin, dass deren Gesamtzahl

1 Bodelshausen, Altenhoferstraße 3: Nordostecke des Kellers mit Stampflehmfußboden und eingegrabenen Töpfen.

2 Bodelshausen, Altenhoferstraße 3: Vier Nachgeburtstöpfe in Fundlage.

3 Bodelshausen, Altenhoferstraße 3: drei unterschiedliche Gefäßtypen mit ihren Abdeckungen (restauriert).



sogar noch höher als zwölf gewesen sein dürfte. Aus guten Gründen deutet man vergleichbare eingegrabene Töpfe in Kellern als Nachgeburtstöpfe: Gemäß einem verbreiteten Volksglauben soll die Plazenta dort vergraben werden, wo weder Sonne noch Mond hinscheinen, um das Gedeihen des Neugeborenen zu gewährleisten. Bisher gelang es jedoch nur in sehr wenigen Fällen, anhand von Cholesterin- und Östrogenspuren nachzuweisen, dass es sich bei solchen Gefäßen tatsächlich um Nachgeburtstöpfe handelt. Dankenswerterweise war das Institut für Anthropologie der Universität Mainz sofort dazu bereit, den Inhalt der Töpfe aus Bodelshausen in ein Forschungsprojekt mit aufzunehmen.

Abgesehen von den naturwissenschaftlichen Untersuchungsergebnissen, die hoffentlich die Funktion der Töpfe belegen können, sind auch deren technologische und formale Merkmale von Interesse. Aufgrund des bekanntlich immer noch verbesserungsbedürftigen Forschungsstandes zur neuzeitlichen Keramik fällt eine genaue Datierung der Bodelshausener Töpfe zwar schwer, aber formale Einzelmerkmale sowie Scherben- und Glasurfarbe deuten auf eine Datierung ins 17./18. Jahrhundert hin. Allerdings sind die Merkmalsunterschiede zwischen den drei Gefäßtypen so evident, dass die Töpfe kaum innerhalb eines kurzen Zeitraums in den Boden gelangt sein dürften. Bemerkenswert erscheint mir außerdem das Fehlen von „Bockseckeln“, die seit etwa 1800 gerne auch als Nachgeburtsgefäße verwendet wurden.

Somit lassen die Töpfe aus dem Kellerfußboden trotz der Datierungsproblematik darauf schließen, dass der nachträgliche Einbau des Kellers wohl nicht erst im frühen 19. Jahrhundert erfolgt sein kann. Da 1694 (d) im Gebäude ebenfalls größere Umbaumaßnahmen stattfanden, wäre zu prüfen, ob damals auch der Keller eingebaut wurde. Dann wären die Nachgeburtstöpfe im Verlauf des 18. Jahrhunderts vergraben worden. Mithilfe der archivalischen Forschung sollte sich schließlich feststellen lassen, welche Familien damals das Haus bewohnten und die Nachgeburten ihrer Kinder im Keller vergruben.

Literatur

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg/Historische Gesellschaft Bönnigheim e. V. (Hg.): „Wo weder Sonne noch Mond hinscheint“. Archäologische Nachweise von Nachgeburtbestattungen in der frühen Neuzeit. Arch. Inf. Baden-Württemberg 36, Stuttgart 1997.

Tilmann Marstaller: Bodelshausen – Altenhoferstraße 3. Bauhistorische Untersuchung 2003 (Ungedrucktes Manuskript).

Kurt Sartorius (Hg.): „Damit's Kind g'sund bleibt“ – Tabu Nachgeburtbestattung. Kolloquiumsbericht, Bönnigheim 2001.

Dr. Beate Schmid
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege

Kleindenkmale haben weiterhin Hochkonjunktur

Zwischenbericht zum Saisonauftakt 2008

Seit 2001 gibt es im Land Baden-Württemberg das Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale. Zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beteiligen sich an der Projektarbeit. Ziel ist es, irgendwann alle Kleindenkmale in Baden-Württemberg dokumentiert zu haben. Den Nutzen aus den Ergebnissen ziehen die Ehrenamtlichen, die Gemeinden und Landkreise sowie die Landesdenkmalpflege. Für etliche Kleindenkmale kam das Projekt gerade noch rechtzeitig vor dem Untergang, sie konnten registriert und in manchen Fällen fachgerecht restauriert werden.

Martina Blaschka / Ulrike Plate / Reinhard Wolf

Die landesweite „Dokumentation Kleindenkmale“, eine Gemeinschaftsaktion von Schwäbischem Heimatbund, Schwäbischem Albverein, Schwarzwaldverein, der GEEK (Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale) und dem Landesamt für Denkmalpflege beim Regierungspräsidium Stuttgart, trägt reiche Früchte. Im Nachrichtenblatt 2/2002 wurde unter dem Titel „Ortsfeste, freistehende, kleine, von Menschenhand geschaffene Gebilde“ zum Projektbeginn und 1/2006 im Beitrag „Vielzahl und Vielfalt“ zum Abschluss der ersten Projektphase berichtet. Die Arbeit in den Projektkreisen kommt gut voran; in sechs Landkreisen ist die Dokumentation abgeschlossen.

Einige Beispiele sollen im Folgenden aufzeigen, dass das Projekt über die reine Dokumentation hinausgewachsen ist und sowohl in den Projektkreisen als auch weit darüber hinaus zum Schutz und zum Erhalt vieler Kleindenkmale beiträgt. Der Definition nach handelt es sich bei Kleindenkmalen um ortsfeste, freistehende, kleine, von Menschenhand geschaffene Gebilde aus Stein, Metall oder Holz, die einem bestimmten Zweck dienen oder dienten oder an eine Begebenheit oder eine Person erinnern. Sie sind Teil der Geschichte und der Gegenwart einer Landschaft und in Ortschaften ebenso zu finden wie in der freien Landschaft, dort oft im Verborgenen.



1 Treffen der Projektbeteiligten vor einem instand gesetzten Brunnen in Asperg, Frühjahr 2008. Von links: Eugen Dieterle, Präsident des Schwarzwaldvereins, Dr. Hans-Ulrich Rauchfuß, Präsident des Schwäbischen Albvereins, Fritz-Eberhard Griesinger, Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, Josef Kreuzberger, Vizepräsident des Regierungspräsidiums Stuttgart. Vorne: Reinhard Wolf, Koordinator der Erfassung im Kreis Ludwigsburg.

Meist werden ihr Dasein und oft leider auch ihr Verschwinden von der Öffentlichkeit nicht bewusst wahrgenommen. Beim Start des Projektes „Dokumentation Kleindenkmale“ 2001 hatten sich die oben genannten Institutionen das Ziel gesetzt, in einer gemeinsam finanzierten Aktion flächendeckend und systematisch die Kleindenkmale ausgewählter Kreise in Baden-Württemberg zu erfassen. So will man die Kleindenkmale verstärkt ins öffentliche Bewusstsein rücken, damit ein besserer Schutz, eine verstärkte Beachtung und die notwendige Sicherung und Pflege der Kleindenkmale erreicht werden können. Des Weiteren soll die Erfassung in einem zweiten Schritt zu gegebener Zeit Grundlage für eine wissenschaftliche Bearbeitung und Bewertung der Denkmaleigenschaft im Sinne des Denkmalschutzgesetzes sein.

Das Vorhaben, dem der Alb-Donau-Kreis als Pilotkreis vorausging, stieß auf sehr große Resonanz. In der ersten Phase von 2001 bis 2005 gelang es, in fünf Landkreisen die flächendeckende Erfassung der Kleindenkmale abzuschließen. Im Stadtkreis Baden-Baden, in den Landkreisen Ludwigsburg, Sigmaringen, Tuttlingen und im Ortenaukreis haben rund 500 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über 13 500 Kleindenkmale und unzählige Grenzsteine auf Erfassungsbögen dokumentiert, auf Karten eingezeichnet und fotografiert.

Die zweite Phase lief im Februar 2006 an, allerdings kann Martina Blaschka als bewährte Koordinatorin des Gesamtprojekts finanziell bedingt die Arbeiten nur noch halbtags voranbringen.

Während einer zweiten Phase von 2006 bis 2010 werden der Enzkreis und voraussichtlich der Land-

kreis Heidenheim die Arbeiten abschließen. Gleichzeitig begann man mit der Dokumentation der Kleindenkmale in zwei weiteren Landkreisen, Hohenlohe und Konstanz. Zurzeit sind sechs Ehrenamtliche kontinuierlich dabei, Daten in Listen einzugeben und Fotos zu digitalisieren. Neben den rund 700 Ehrenamtlichen in den Projektkreisen, die inzwischen Informationen und Unterlagen zu ca. 24 000 Kleindenkmalen zusammengetragen haben, gibt es in allen Gebieten des Landes aktive Kleindenkmalforscherinnen und -forscher, die sich in ihrer Region und ihrem Lebensumfeld um die kleinen Objekte kümmern. Von vielen Erfassungsprojekten durch Einzelpersonen oder Gruppen vor Ort hat die Koordinationsstelle mit Sitz im Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen Kenntnis, sie weiß jedoch auch nicht um alle Kleindenkmalkaktivitäten. Trägt man diese Arbeiten zusammen, kann irgendwann eine möglichst geschlossene Kleindenkmalkartografie von Baden-Württemberg erreicht werden.

Auch für die Arbeit der Landesdenkmalpflege zeigt sich nun, wie hilfreich die Dokumentationen für die alltägliche Arbeit sind. In den Kreisen Sigmaringen, Tuttlingen und im Stadtkreis Baden-Baden kann im Rahmen der Denkmalerfassung darauf zurückgegriffen werden: Anhand der Karten sind die Objekte zu lokalisieren, anhand der Fotos und zusätzlichen Informationen kann am Schreibtisch eine Vorauswahl getroffen werden. Gezielte Objektbegehungen klären dann, bei welchen der dokumentierten Kleindenkmale es sich um Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes handelt. Zum Beispiel spielen hierbei die künstlerische Qualität, das Alter, die wirtschafts- oder technikgeschichtliche Bedeutung

2 Radschuhstein an der Straße von Grobsachsenheim nach Untermberg.

3 Beschilderung des Radschuhsteins an der Straße von Grobsachsenheim nach Untermberg.





ebenso eine Rolle wie die Originalität des Objektes. Der Erhaltungszustand ist ausdrücklich kein Kriterium.

Der frühere Regierungspräsident Dr. Udo Andriof unterstützte das landesweite „Projekt Kleindenkmale“ von Anfang an. Vizepräsident Josef Kreuzberger unterstrich kürzlich bei einem Treffen der Projektbeteiligten in Asperg die Bedeutung der Kleindenkmale für die Kulturlandschaft (Abb. 1). Sie stiften regionale Identität; das Verschwinden eines Kleindenkmals bedeutet daher gleichzeitig, ein Stück dieser Identität zu verlieren. Deshalb liefert die Dokumentation der Kleindenkmale einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung regionaler Geschichte für künftige Generationen. Auch der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, Professor Dr. Dieter Planck, steht hinter der Dokumentationsarbeit: „Den Kleindenkmalen und vor allen Dingen der Auswahl, die Kulturdenkmale im Sinne des Denkmalschutzgesetzes darstellen, muss man auch über die jetzige Aktion hinaus mehr Beachtung schenken!“

Bei einem Treffen der Projektträger in Asperg im Februar 2008 herrschte Einigkeit darüber, das erfolgreiche Projekt auch über das Jahr 2010 hinaus weiterzuführen. Der Verband der Badischen Heimat will sich verstärkt an einer landesweiten Erfassung der Kleindenkmale beteiligen. In Absprache mit dem Wirtschaftsministerium möchte sich auch das Landesamt für Denkmalpflege im bisherigen finanziellen Umfang für eine weitere Projektphase engagieren. Die Vereine und das Landesamt für Denkmalpflege suchen nach Wegen und Sponsoren, um eine effektive Projektkoordination und Datenbearbeitung im Rahmen einer ganzen Stelle künftig zu finanzieren.

Allen, die sich für die Kleindenkmale, ihre Erforschung, ihre Dokumentation und ihren Erhalt einsetzen, sei an dieser Stelle gedankt. Die Kleindenkmale brauchen die Aufmerksamkeit eines jeden Einzelnen. Nur was registriert ist, kann geschützt werden. Jeder kann einen Beitrag dazu leisten, dass die Kleindenkmale weiterhin augenscheinlicher Bestandteil unserer Kulturlandschaft bleiben.

Beispiele aus Projektkreisen

Stadt Sachsenheim, Lkr. Ludwigsburg,
RP Stuttgart
Radschuhstein unter der Teerdecke gefunden

Bei Bauarbeiten im Zuge eines Straßenausbaus zwischen Großsachsenheim (Stadt Sachsenheim, Lkr. Ludwigsburg) und Untermberg (Stadt Bietigheim-Bissingen) förderte ein Bagger in freier Feldflur vor zwei Jahren einen riesigen behauenen Steinbrocken zutage. Vielleicht wäre er unbeach-

4 Sockel des ehemaligen Friedhofskreuzes in Lahr-Sulz.

5 „Tod eines Kleindenkmals – Letzter Nachruf“.

Tod eines Kleindenkmals - Letzter Nachruf

Ein Grenzstein auf dem Geisberg.

1541 gesetzt, von ehrenwerten Männern die man „die Feldgeschworenen“ nannte. Friolzheim mit seiner gesamten Markung war in Besitz des Klosters Hirsau gekommen und dies sollte auch mit einem Markstein dokumentiert werden.

Hier stand er dann Jahrhunderte, kontrolliert und jährlich bei Grenzgängen geprüft, ob er noch am richtigen Fleck stand? Ein Herausreißen und Versetzen dieser Steine war eine große Straftat und der Täter musste schwer büßen. Man erzählte in damaligen Sagen das solch ein Grenzfrevler auch nach seinem Tod im Grabe keine Ruhe finden und als Geist mit schwerer Last in der Nacht ruhelos umgehen müssen.

Nun, unser Grenzstein stand in jetziger Zeit etwas versteckt am Waldsaum und nur der aufmerksame Wanderer bemerkte den etwas verwitterten Stein. Er hat in seiner langen Standzeit sicher viel erlebt aber ein besonderes Ereignis, das „900 jährige Jubiläum“ der

Gemeinde Friolzheim im Jahre 2005, war bestimmt auch für ihn etwas besonderes. Herausgeputzt und ein wenig nachgebessert konnte er jetzt den vielen Markungswanderern etwas über seine eingemeißelten Zeichen erzählen. Vorn war außer der Jahreszahl noch ein Abtstab und ein kleines „f“ zu sehen und jeder Reisende wusste: Die Markung des Dorfes Friolzheim, das in Hirsausischem Besitz war, beginnt hier. Auf der anderen Seite sieht man eine Wolfsangel. Ein uraltes Jagdzeichen.

Es sagt aus: Auf dieser Seite des Geisberges dürfen nur die adeligen Besitzer des in der Nähe liegenden Schlosses Obermönsheim ihr Jagdrecht ausüben! Fotos dieses Marksteines wurden wegen seiner Einmaligkeit auch in unser Heimatbuch übernommen. Durch Alterungsprozesse, infolge Wind und Wetter sowie Beschädigung und Verluste durch Unkenntnis oder Gedankenlosigkeit bei Bauarbeiten usw. sind diese Zeugnisse unserer Kulturlandschaft immer gefährdet und so konnte man ihn wenigstens als Bild für spätere Generationen sichern.

Die Bürger von Friolzheim sollen mit Gas versorgt werden und so fraß sich im vergangenen Jahr ein tiefer Graben für die

Gasleitung, von Mönsheim kommend immer näher an den Standort des alten ehrwürdigen Steines. Fast hätte es ihn direkt getroffen, doch wie wir auf dem Foto vom Sommer 2006 sehen können fehlten noch einige cm. Gott sei Dank hatte er erstmal überlebt! Hoffnung bestand das der Stein auch noch beim 1000 jähr. Jubiläum der Gemeinde den Friolzheimer Bürgern von alten Zeiten berichten würde. Vergebens klammerte sich der Stein am Erdreich fest um nicht in die Tiefe abzurutschen Ein Raschen in der Gasleitung an seinem Fuß hätte er sicher gern gehört? Es war ihm nicht gegönnt. Schweres Gerät rückte an. Der Graben musste wieder verfüllt, der Weg geschottert, begradigt, planiert, gewalzt und alles ordentlich aufgeräumt werden. Sicherlich traf ihn so der Todesstoß!

Nachdem der Weg für Fußgänger wieder frei gegeben wurde war der Schock beim ersten Spaziergang doch sehr groß. Kein Grenzstein mehr vorhanden. Stundenlange Suche führte zu keinem Ergebnis. 465 Jahre Jahre hat er hier gestanden und seine Aufgabe erfüllt! Natürlich wird er heute durch GPS und Satelliten-Navigation ersetzt aber muß man so dem technischen Fortschritt zum Opfer fallen? Ein Pflock markiert die Stelle wo er gestanden hat. Ein wirklich historisches Zeugnis unserer Kulturlandschaft ist für immer verloren. Ich frage mich „Warum“?

Ich und die meisten Friolzheimer trauern um ihn!

Dieter Küchler



tet wieder verschüttet worden, hätte ihn nicht Kleindenkmalfreund Karl Heidinger mit geschultem Blick entdeckt. So konnte der Stein als Radschuhstein und Straßensperrstein identifiziert, gereinigt, von einer Spezialfirma gehärtet und in der Nähe des alten Standorts wieder neu aufgestellt werden (Abb. 2). Versehen mit einer Erläuterungstafel, die die geschichtliche Bedeutung aufzeigt, steht er nun als Geschichtszeugnis gut wahrnehmbar an einer markanten Wegekreuzung (Abb. 3).

Lahr-Sulz, Ortenaukreis, RP Freiburg
Das „Kreuz-Wort-Rätsel“ ist gelöst

Die Inschrift eines barocken Kreuzsockels auf dem Friedhof stellte die Kleindenkmalforscher in Lahr-Sulz (Ortenaukreis) vor ein großes Rätsel (Abb. 4). Bis 1920 trug der Sockel ein Kreuz. 1774 war es das zentrale Kreuz auf dem Kirchhof; mit der Anlage des neuen Friedhofes 1838 wurde es dorthin umgesetzt und war bis 1920 das Friedhofskreuz. 1920 integrierte man das Kreuz in das Gefallenendenkmal des Friedhofs, der Sockel blieb leer zurück. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter Klaus Kurz und Hermann Sexauer entdeckten den Sockel, erforschten seine Geschichte und entzifferten die kaum mehr lesbaren Inschriften auf seinen drei Seiten. Eine Inschrift lautet: „Kein Stein / kein Holz / wir betten an / sondern ihn / der / gehangen dran / A.R.S. MDCCLXX / IV / 1774“. Dabei stellte die Abkürzung „A.R.S.“ eine Besonderheit und eine Rätselaufgabe dar, die erst nach vielem Nachfragen zu lösen war: Die Buchstaben bedeuten „Anno Reparatae Salutis 1774“, übersetzt: im Jahr des wiederhergestellten Heils 1774. – Wieder ein Mosaiksteinchen zum Lesen und Verstehen der Kleindenkmale. Noch ein paar Jahre,



6 Ältester datierter Grenzstein der Gemeinde Friolzheim.

7 Inschrift am Kriegerdenkmal in Sigmaringen-Jungnau.



und die Inschriften hätten nicht mehr entziffert werden können.

Friolzheim, Enzkreis, RP Karlsruhe
Fahndung nach Grenzstein erfolglos, aber nicht hoffnungslos abgebrochen

Am 7. Februar 2007 erschien ein Fahndungsauftrag in der Stuttgarter Zeitung. Gesucht wurde nach dem ältesten datierten Grenzstein Friolzheims an der Gemarkungsgrenze zu Mönshheim (Enzkreis), der die Territoriumsgrenzen des Klosters Hirsau markiert hatte (Abb. 5–6). Er zeigt einen Abtsstab und ist mit der Jahreszahl 1545 datiert. Im Rahmen des Projektes Kleindenkmale hat Dietrich Kückler alle Grenzsteine seiner Gemarkung sorgfältig dokumentiert. Nachdem man 2006 eine Gasleitung in unmittelbarer Nähe des Steines verlegt hatte, war der Stein nicht mehr aufzufinden. Anhand von Karte und Foto beauftragte der Bauherr die Baufirma, erneut an der Stelle zu graben, um den eventuell verschütteten Stein wieder ans Tageslicht zu holen – allerdings vergeblich. Gleichzeitig erstattete die Gemeinde Friolzheim Anzeige gegen Unbekannt, denn vielleicht wurde der Grenzstein auch gestohlen. Ein aussagekräftiges Fahndungsfoto ist vorhanden. Mit einem Pflock am ehemaligen Standort brachte Dietrich Kückler eine Informationstafel zur Bedeutung des Steines an – eine „Art Gedenktafel“, in der Hoffnung, dass der Stein wieder auftaucht.

Stadt Sigmaringen, Stadtteil Jungnau,
Lkr. Sigmaringen, RP Tübingen
Kriegerdenkmal macht seinem Namen wieder Ehre

Ein Kriegerdenkmal, das an die Toten der Kriege 1866 gegen Österreich und 1870 gegen Frankreich erinnert, stellt eine Besonderheit dar. Mehrheitlich wurden Gefallenendenkmale nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg errichtet. Auf dem Friedhof von Sigmaringen-Jungnau steht solch eine Gedenksäule mit Blumenkranz und Inschrift, die der Toten von 1866 und 1870 gedenkt, die für des „Theuren Vaterlands Einheit, Freiheit und Größe“ gekämpft haben (Abb. 7). Bei der Dokumentation der Kleindenkmale durch Hermann Weck zeigte sich, dass die klassizistisch gestaltete Sandsteinsäule von Büschen überwuchert und stark verwittert war (Abb. 8). Ehrenamtliche aus der Altersabteilung der Feuerwehr nahmen sich des Denkmals an. In Absprache mit der zuständigen Unteren Denkmalbehörde befreiten sie in vielen Arbeitsstunden das Kulturdenkmal von den Hecken und Dornen. Ein Steinmetzmeister und Restaurator sorgte für die fachkundige Restaurierung des Kriegerdenkmals (Abb. 9).



8 Kriegerdenkmal in Sigmaringen-Jungnau vor der Restaurierung (oben).

9 Kriegerdenkmal in Sigmaringen-Jungnau nach der Restaurierung (links).

Literatur

Kleinode am Wegesrand: Kleindenkmale im Landkreis Tuttlingen. Schriftenreihe des Kreisarchivs Tuttlingen Nr. 7, Trossingen 2006

Gernot Kreuzt: Die Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis – Ergebnisse des Projekts. In: Die Ortenau 2007, S. 481-497.

Willi Rößler: Feldkreuze, Bildstöcke, Gedenkstätten und Grenzsteine im Landkreis Sigmaringen. Horb am Neckar 2005.

Reinhard Wolf: Kleindenkmale im Landkreis Ludwigsburg. Erscheinungstermin Frühjahr 2008.

Ausführlicher zur ersten Projektphase

Martina Blaschka: Vielzahl und Vielfalt. Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg

2001–2005. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, 1/2006.

Dr. Ulrike Plate

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Reinhard Wolf

Uhlandstr. 8
71672 Marbach am Neckar

Ansprechpartnerin

Martina Blaschka M.A.
Projekt Kleindenkmale
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar



Kann man da drin wohnen? Kleinbäuerliches Anwesen Hauptstraße 15 in Nehren mit überraschender Baugeschichte

Innerhalb der Gesamtanlage „Historischer Dorfkern Nehren“, die mit ihren einheitlichen, giebelständigen Fachwerkbauten im Kreis Tübingen einmalig dasteht, ist das kleine Bauernhaus ein unverzichtbarer Bestandteil. Bauzustand und unzureichende Geschosshöhen hätten Anlass geben können, die Unzumutbarkeit seiner Erhaltung zu begründen. Erwerb und Instandsetzung des zunächst unscheinbaren Hauses können daher mit Recht als Rettung bezeichnet werden. Als sich der Verfasser im Spätsommer 2003 zum Kauf des akut vom Abbruch bedrohten Gebäudes entschloss, erweckte es, von außen betrachtet, den Eindruck eines typischen Einhauses des 18. Jahrhunderts. Die baubegleitenden Untersuchungen und Schadensanalysen enthüllten nach und nach eine komplizierte und vielschichtige Baugeschichte, die noch immer Fragen aufwirft.

Holger Friesch

Im Jahre 1754 wurde im Hofraum eines großen Winkelgehöfts von 1677, das zeitweilig auch ein Gasthaus beherbergte, eine giebelständige Scheuer errichtet. Die Bauinschrift über dem Scheunentor nennt die Initialen des Zimmermanns und des Bauherrn sowie das Baujahr (HCSTZM HFWBH A 1754). Drei Jahre später wird vom selben Bauherrn und Zimmermann ein Wohnhaus vor der Scheune hinzugefügt, was eine Inschrift an der Giebelschwelle belegt (HCSTZM HFWBH A 1757). Dieses Baudatum ließ sich bereits vor der Fach-

werkfreilegung dendrochronologisch nachweisen. Vermutlich bewohnte der Bauherr einen älteren Vorgängerbau am selben Standort. Hinweise dafür könnten der ca. 80 cm unter die Scheunenwand reichende Gewölberest des Kellers sowie zahlreiche zweitverwendete, oftmals noch rußgeschwärzte Balken im Dachstuhl des Wohnhauses sein. Besonders deutlich wird hier die ehemals herausragende Bedeutung der Scheune als Lagerraum für Futtermittel, praktisch die Existenzgrundlage bäuerlichen Wirtschaftens bis weit ins letzte Jahr-



1 Ansicht aus südöstlicher Richtung. Zustand nach Fachwerkfreilegung und Dachausbau (2008).

hundert. Ein Indiz für Holzknappheit oder die bescheidenen finanziellen Möglichkeiten des Bauherrn sind neben dem häufigen Einbau zweitverwendeter Hölzer auch der Einsatz von Pappelholz, das selbst bei tragenden Teilen des Dachstuhls verbaut wurde. Pappelholz findet sich im Dachgebälk von Scheune und Wohnhaus. Trotzdem ließ es sich der Erbauer nicht nehmen, durch verzierte Baudetails und Inschriften seinem Gestaltungs- und Repräsentationswillen Ausdruck zu verleihen. Hierbei fällt auf, dass alle Zierelemente ausschließlich im straßensichtigen Bereich angebracht wurden.

Weitere interessante Ausstattungsteile haben sich in der straßenseitigen Stube im Erdgeschoss erhalten. Hier befindet sich eine flache, seit dem 15. Jahrhundert weit verbreitete Bohlenbalkendecke. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind jedoch längst Stabfelder- und Kassettendecken in Mode gekommen. Die jüngste dem Verfasser bekannte Bohlenbalkendecke findet sich in einem Bauernhaus aus dem Jahr 1704 im Nachbarort Mössingen. Beide Deckenformen scheinen demnach in dieser Gegend über lange Zeit parallel verwendet worden zu sein. Beim Haus Hauptstraße 15 stellt sich jedoch die Frage, ob auch die Stubendecke vom Vorgängerbau übernommen wurde oder ob es sich tatsächlich um einen extremen Nachläufer dieser Deckenform handelt. Ursprünglich war die Stube an den Außenwänden mit einer wandhohen Holztaferelung versehen. Rußspuren an einzelnen Lehmgefachen und das noch vorhandene Abschlussbrett des Täfers deuten darauf hin. Nach der Entfernung des Wandtäfers, vermutlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hat man die Gefache der Stubenwände verputzt und farbig gefasst. Es ließen sich zwei Malschichten lokalisieren. Die ältere Fassung weist rotes Fachwerk mit monochromen, ein bis zwei Zentimeter ins weiß ausgemalte Gefach reichenden Begleitern auf. Die jüngere Fassung zeigt in Rot und Schwarz ausgeführte Rankenmalerei mit floralen Motiven. Leider sind beide Fassungen nur noch rudimentär erhalten und die einstige Raumwirkung lediglich zu erahnen.

Eine weitere Besonderheit stellt die Raumhöhe des ersten Obergeschosses dar. Mit einer lichten Höhe von 1,65 m ist eine Nutzung allenfalls eingeschränkt möglich. Offensichtlich nahm man diese Höhe zugunsten der einheitlichen Firsthöhe in Kauf. Das Zimmer über der erdgeschossigen Stube scheint in früheren Zeiten ebenfalls beheizbar gewesen zu sein. Zumindest lässt sich ein „Albert Nill, Bauer in Nehren“ am 28.11.1927 das lebenslange Wohnrecht in der „südlich gelegenen Stube im II. Stock“ ins Grundbuch eintragen. Dieses Wohnrecht bestand bis zum 15.10.1953 – vermutlich der Todestag des Albert Nill.

Über die Hausbewohner weiß man bislang nur wenig, denn archivalische Recherchen stehen noch aus. Aufgrund der Gebäudestruktur kann auf eine kleinbäuerliche, nicht der Oberschicht des Dorfes angehörende Bauherrschaft geschlossen werden. Vermutlich stehen die Verlängerung des Scheunenteils und der Einbau eines Stalles in die Scheune mit der Auflösung der Allmendweiden in Verbindung, was zugunsten kleinteiliger Ackerflächen für die dörfliche Unterschicht geschah. Dies deutet zumindest auf Viehbesitz zu Beginn des 19. Jahrhunderts hin, da die Hausbesitzer offensichtlich auf den Verlust ihrer Weideflächen reagieren und auf ganzjährige Stallfütterung umstellen mussten. Bei der Verlängerung der Scheune ging man äußerst sparsam mit Holz um, was unter anderem die Weiterverwendung des kompletten Scheunengiebels belegt.

Erfreulich vollständig blieb die ursprüngliche Baubsubstanz des kleinen Bauernhauses erhalten. Insbesondere das zweite Obergeschoss und der Dachstuhl inklusive der Lehmausfachungen sind kaum verändert. Einst gab es nur in der Stube Glasfenster. Alle übrigen Fensteröffnungen waren mit hölzernen Innenschiebeläden verschlossen. Von diesen Schiebeläden zeugen leider nur noch die Nuten an den Fensterriegeln. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ersetzte man die Schiebeläden des ersten Obergeschosses durch Fenster mit Bleistegen. Eines dieser Fenster findet sich heute noch in der südlichen Traufwand. Einige Fenster entstammen den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Im Erdgeschoss wurden sämtliche Fenster in den 1970er Jahren durch ungegliederte Verbundglasfenster ausgetauscht und ohne Holzlaibungen

2 Bohlenbalkendecke in der Stube im Erdgeschoss mit ersten Farbruntersuchungen, Zustand 2008. An der Wand im Hintergrund sind Reste der Rankenmalerei zu erkennen.





3 Dachstuhl der Scheune mit restauriertem Scheunengiebel und Ausfachung mit Lehmsteinen (2007).

4 Scheunengiebel nach Abbau auf der Auslage in der Zimmerei (2006).

in die mittlerweile verputzte Fassade eingebaut. Die damalige Modernisierung beeinträchtigte stark das Erscheinungsbild des Hauses. Mittlerweile wurde mit der Restaurierung des Gebäudes begonnen. Erklärtes Ziel ist es, trotz erheblicher Schäden möglichst viel originale Bausubstanz zu erhalten und sie angemessen zu ergänzen, entstellende Ein- und Anbauten zu beseitigen sowie den ursprünglichen Charakter des Hauses wiederherzustellen. Dazu wurde das ehemalige Sichtfachwerk wieder vom Verputz befreit. Da die geringe Höhe des Obergeschosses dort Wohnen unmöglich macht, mussten ergänzende Wohnflächen im Dachraum gefunden werden. Der Dachstuhl wurde repariert, mit einer Aufdachdämmung versehen und erneut mit historischen Strangfalzziegeln eingedeckt. Die gravierendsten Schäden wies die Scheune im hinteren Bereich auf. Durch die starke Neigung des Baugrundstücks, durch Witterung und untaugliche Reparaturversuche entstanden starke Setzungen und Fäulnisschäden, die einen Rückbau des Stalleinbaues und der Scheunenverlängerung aus dem 19. Jahrhundert erforderlich machten. Nach zimmermannsmäßiger Reparatur konnte der gut erhaltene Fachwerkgiebel wieder an seinen ursprünglichen Standort zurückkehren. Als Wetterschutz erhielt der Giebel zwei ortstypische Klebdächer, in Nehren auch Tabakdächer genannt.

Bestimmt fragt sich mancher Leser: Wie kommt man auf die Idee, gerade so ein Haus zu kaufen? Neben dem erschwinglichen Preis bestand die Hauptmotivation darin, den kopfschüttelnden Zeitgenossen zu beweisen, dass man solche Gebäude sehr wohl zeitgemäß bewohnen kann, ohne gravierend in die Denkmalsubstanz einzugreifen! Das Bewusstsein für den Wert einfacher

Wohngebäude und Scheunen ist auch in der Gesamtanlage Nehren noch zu entwickeln. Sollte sich der schleichende Verlust von Scheunen und landwirtschaftlichen Nebengebäuden weiter fortsetzen, wird der geschützte Ortskern einen wesentlichen Teil seiner historischen Aussagekraft und somit seiner Schutzwürdigkeit einbüßen. Für die Rettung der ländlichen Baukultur engagiert sich der Autor in der Interessengemeinschaft Bauernhaus (IGB). Schwerpunkt seiner Arbeit ist es, auf gefährdete Gebäude aufmerksam zu machen und Alternativen zum Abbruch aufzuzeigen. Ebenso will er verkäufliche Kulturdenkmale vermitteln und Eigentümer erhaltenswerter Gebäude beraten.

Bei den bisherigen Baumaßnahmen erwies sich die Landesdenkmalpflege als kompetenter und zuverlässiger Partner. Aufgrund der inzwischen sehr knappen personellen Besetzung der Denkmalpflege ist dies leider keine Selbstverständlichkeit und wird ohne entsprechende Maßnahmen mittelfristig einen nicht hinnehmbaren Qualitätsverlust verursachen. Für eine effektive und bürgerfreundliche Denkmalpflege ist eine qualifizierte, zeitnahe Beratung der Denkmaleigentümer unerlässlich!

Literatur

Wolfgang Thiem: Gesamtanlage Ortskern Nehren. Ein Kleinod im Landkreis Tübingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 33/3, 2004, S. 163–168.

Holger Friesch
 Birkenstraße 14
 72116 Mössingen

Ortstermin



Was lange währt, wird endlich gut. Die Kastellstraße 71 in Isny – vom Abbruch- kandidaten zur gelungenen Nutzung

Das vermutlich im 17. Jahrhundert erbaute zweigeschossige Haus befindet sich in der so genannten katholischen Vorstadt östlich vor den Toren der Stadt Isny. Entwickelt hat sich die Vorstadt seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts auf den Viehweiden bei der oberen Walkmühle. Im Güterbuch Isny-Vorstadt (Bd. II: Besitzungen der gräflich-Quadt-Isnyschen Standesherrschaft) wird das Gebäude als Bleichhaus bezeichnet. Allerdings geht diese Hausbezeichnung auf das 19. Jahrhundert zurück. Über die ältere Haus- und Nutzungsgeschichte ist bislang kaum etwas bekannt. Auffällig ist die ausschließliche Wohnnutzung des großzügig strukturierten und reich ausgestatteten Gebäudes innerhalb einer durch die Landwirtschaft geprägten Umgebungsbebauung.

Das Haus wurde über nahezu quadratischem Grundriss, giebelständig zur Straße errichtet. Im Erdgeschoss besteht das konstruktive Bauegefüge aus verputztem Ziegelmauerwerk, im Obergeschoss aus Fachwerk. Die Zugänge führen traufseitig von Osten und Westen in einen schmalen Querflur, durch den Stuben, Kammern und ein

schmaler Treppenraum mit einer Treppe in das Obergeschoss erschlossen werden. Das Obergeschoss ist durch einen breiteren Flur mit angrenzendem saalartigem Raum im Süden und eine umfangreiche und qualitätvolle hölzerne Ausstattung sowie eine differenzierte farbige Wandfassung gekennzeichnet. So sind nicht nur die bauzeitliche Felderdecke der nordwestlichen Stube überliefert, sondern auch bauzeitliche Türportale und Türblätter mit reich verzierten Beschlägen. Neben der aus drei Jahrhunderten stammenden Ausstattung hat sich ein bemerkenswerter historischer Fensterbestand erhalten, der in diesem Zeitraum wiederholt angepasst worden ist. So wurden im 19. und 20. Jahrhundert die Kämpferhölzer der barocken Stockrahmen teilweise ersetzt oder entfernt und sukzessive neue Fensterflügel eingesetzt.

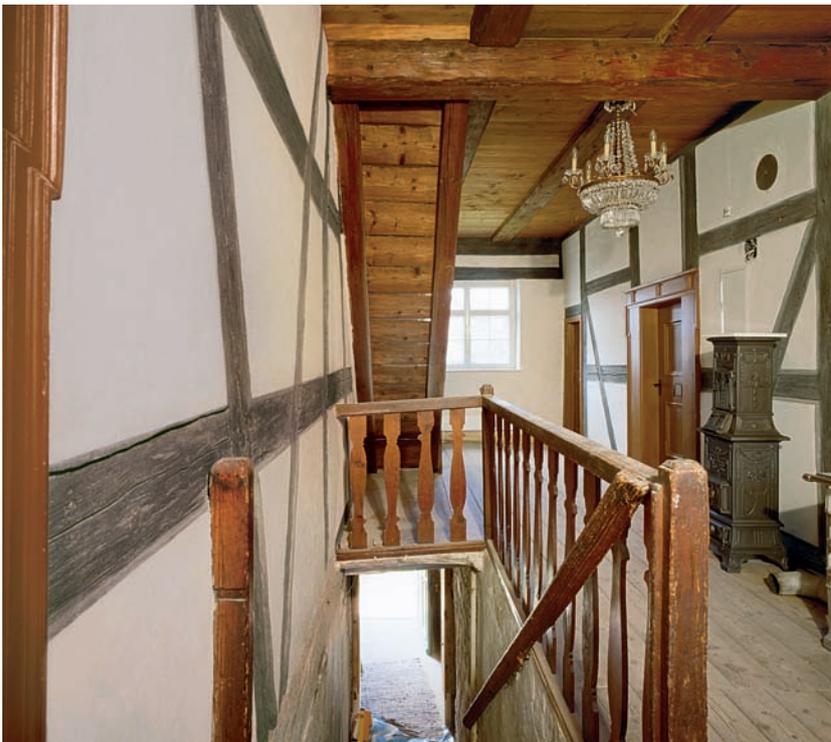
Im September 1997 erreichte das damalige Landesdenkmalamt ein Antrag auf Abbruch des Gebäudes Kastellstraße 71 in Isny. Begründet wurde der Antrag mit dem „schlechten baulichen Zustand, der es aus wirtschaftlichen Gesichtspunk-

ten nicht mehr zulässt, dieses Gebäude zu renovieren bzw. restaurieren“. Der rechtzeitige Verkauf des Gebäudes konnte schließlich den drohenden Verfall und die Zerstörung des Kulturdenkmals abwenden.

Nachdem der Abbruch verhindert werden konnte, bestand das oberste denkmalpflegerische Ziel darin, ein Konzept zur schonenden Modernisierung zu entwickeln. Die vom Eigentümer angestrebte Wohnnutzung sollte dabei ohne größere Eingriffe in die historische Bausubstanz realisiert, der reiche historische Bestand gesichert und möglichst unverfälscht überliefert werden. Als Planungsgrundlage dienten neben einer bauhistorischen Untersuchung auch eine restauratorische Analyse der Oberflächen sowie ein Gutachten über die hölzerne Ausstattung.

Die Umsetzung der denkmalverträglichen Planung erwies sich jedoch trotz bewilligter Denkmalmittel des Landes als ausgesprochen schwierig. Letztendlich brachte erst die Bildung von zwei Nutzungseinheiten die Lösung. Die im Jahr 2000 begonnene Sanierung konnte nun sieben Jahre nach Beginn der Maßnahmen abgeschlossen

1 Flur im Obergeschoss.



werden. In der einen Nutzungseinheit, zu der die Räume im Erdgeschoss und zwei im Obergeschoss gehören, entschied sich der Bauherr für eine kostengünstige, weitgehend reversible Lösung: Wände und Decken wurden mit Holzpaneelen auf einer Unterkonstruktion verschalt. Die Substanzeingriffe waren gering, da die Unterkonstruktion punktuell durch Schrauben nur mit den Raumwänden verbunden wurde. In der zweiten Nutzungseinheit im Obergeschoss hatte man in den als Wohn- und Schlafräum mit Bad genutzten Saal freistehende Wandscheiben als Sichtschutz eingestellt. So konnte hier die großzügige Raumstruktur weitestgehend bewahrt bleiben. Sämtliche hölzerne Ausstattungsteile wurden restauriert, wobei die Eigentümer mit großem Geschick und Ausdauer die Restaurierung der Fenster in langwieriger Feinarbeit selbst in die Hand nahmen. Ein erfahrener Restaurator stand hierbei zur Seite. Ebenfalls unter fachkundiger Anleitung gelang es den Eigentümern, die auf Hölzern und Putzflächen lose haftenden jüngeren Anstriche zu entfernen. Die gut erhaltenen originalen Fassungen wurden anschließend gesichert und bilden heute zusammen mit der hölzernen Ausstattung ein anschauliches Zeugnis historischer Innenräume.

Der Dachausbau erfolgte ohne Unterteilung des großzügigen Dachraums; der Dachstuhl selbst blieb vollständig erhalten und wurde repariert.

Die Maßnahmen im Obergeschoss des Gebäudes können als denkmalpflegerischer Glücksfall bewertet werden. Hier deckten sich die Vorstellungen der neuen Eigentümer bezüglich Instandsetzung und Nutzung in idealer Weise mit den Vorstellungen der Denkmalpfleger. Aufgrund des großen Engagements und Einsatzes der Eigentümer ist es gelungen, die herausragende Qualität und die Überlieferungsdichte aller historischen Bauteile nicht nur langfristig zu sichern, sondern auch erfahrbar zu machen und weiterhin zu nutzen.

*Dr. Anne-Christin Schöne
Regierungspräsidium Tübingen
Ref. 25 – Denkmalpflege*

Ortstermin



Das Haus der Sammlung Domnick in Nürtingen, Oberensinger Höhe

1967 wurde das ehemalige Privathaus des Psychiaters und Kunstsammlers Ottomar Domnick von Paul Stohrer als Sichtbetonbau entworfen. Die Qualität des Baus im Zusammenspiel mit den Kunstwerken führte dazu, dass man bereits 1982 das Haus, die Sammlung und den Skulpturengarten als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch eintrug. Im April 2006 wurde die Sammlung Domnick als öffentlich zugängliches Museum wiedereröffnet. Im Zuge der Gebäudemodernisierung erfolgte auch die Betonsanierung der Fassaden.

Wilder Wein hatte seit Jahren das Gebäude überwuchert. Dessen Entfernung führte die Qualität der Fassaden erneut vor Augen, gleichzeitig offenbarten sich aber auch die Schäden an der Sichtbetonoberfläche. Maßgeblich sind die Fassaden geprägt vom Wechsel zwischen den glatt geschalteten Stützen und Unterzügen und den brettergeschalteten, eingehängten Wandfeldern. Glücklicherweise waren sich die an der Konzeptfindung und Bauausführung Beteiligten von Beginn an einig, die Substanz und somit das Erscheinungsbild möglichst unverändert erhalten zu wollen. Für das weitere Vorgehen erarbeitete das Architekturbüro eine Schadenskartierung als Grundlage. Zusammenfassen lässt sich das Ergebnis wie folgt:

Der verwendete und für damalige Verhältnisse qualitativ hochwertige Beton der Güteklasse B35

wurde vor Ort und per Hand hergestellt. Durch ungleichmäßige Rüttelung bei der Verdichtung des Betons entstanden Lufteinschlüsse, so genannte Lunker, und Kiesnester. Ebenso ließ sich an manchen Stellen der eingehängten Platten eine durchhängende Bewehrung nachweisen, sodass die Betonüberdeckung in diesen Bereichen von Anfang an statt der üblichen 25–30 mm nur 6 mm dünn war. Durch Eindringen von Feuchtigkeit korrodierte die Bewehrung an einigen Stellen, und die Betonüberdeckung platzte ab. Beim Abklopfen der Oberfläche wurden zusätzlich Hohlstellen erkennbar.

Darüber hinaus hatten sich besonders an der Nord- und Westseite Moose und Algen gebildet, von denen man Proben entnahm und ins Labor schickte. Nach einer beschränkten Ausschreibung für die Betonsanierung bekam ein Bildhauerbetrieb aus Tübingen den Zuschlag erteilt, der die geforderten Voraussetzungen erfüllte und bereits Erfahrungen mit Betonsanierungen gemacht hatte.

Die Fassadensäuberung erfolgte mittels eines Strahlverfahrens nach Joos, das mit wenig Wasser und Strahlgut (z. B. Steinpudermehl oder Glaspudermehl) eine behutsame Reinigung bei gleichzeitiger Schonung der Oberflächen gewährleistet. Anhand zweier Musterflächen traf man vorab die Entscheidung, wobei unterschiedliche Materialien, ihre Körnung und der Strahldruck erprobt

wurden, um das Verfahren optimal auf die Belange des Gebäudes abzustimmen. Gegen mikrobiologischen Befall behandelte man die Fassade anschließend mit einem Fungizid.

Ein Hauptteil der Sanierung bestand darin, die Schadstellen im Beton zu schließen. Dafür musste der korrodierte Stahl freigelegt, entrostet und mit einem Mineralrostschutz bestrichen werden. Fehlstellen wurden Schicht für Schicht mit einem Füll- und Flächenspachtel verfüllt. Die Restrukturierung der ergänzten und ausgebesserten Flächen des Sichtbetons erfolgte durch Bretter, Schwämme und Profilierungswalzen.

Um die gesamte Fassade zusätzlich zu schützen, insbesondere vor erneuter Feuchteinwirkung, wurde abschließend eine Lasur mit Pigmentierung aufgebracht. Auch dafür fand eine Bemusterung statt, bei der man unterschiedliche Varianten der Lasur (verdünnt/unverdünnt; mit/ohne Pigmentierung; einfacher/doppelter Auftrag) ausprobierte. Die Wahl fiel auf eine feinsandige Schlämmlasur mit Pigmentierung, die den besten Schutz vor erneutem mikrobiologischem Befall bot, ohne den strukturierten Untergrund zu überdecken.

2006 fand die Instandsetzung des brettergeschalteten Sichtbetons am Hause Domnick ihren Abschluss. Ganz bewusst haben sich die Beteiligten für ein auf die Schadensphänomene abgestimmtes Reparaturkonzept entschieden, unter Berücksichtigung heutiger Baustoffkenntnis und Standards. Sie wissen, dass diese Sanierung nicht den endgültigen Abschluss der Baumaßnahmen und

der Bauunterhaltung bedeutet. Alle senkrechten Fugen sind und bleiben Wartungsfugen, die einer regelmäßigen Beobachtung und gezielten Kontrolle bedürfen. Für die Fassaden ist ein Wartungsintervall von 10 Jahren vorgesehen. Dass sich dieser Einsatz lohnt, zeigt sich an anderen Kulturdenkmalen, wie etwa der Liederhalle Stuttgart.

Der Betonsanierung am Haus Domnick werden künftig weitere folgen. Sie hat verdeutlicht, dass es nicht die eine Standardlösung geben kann. Handwerkliche Leistung und die Betonzusammensetzung nach den damals geltenden Richtlinien müssen in das Instandsetzungskonzept mit einfließen. Eine genaue Bauuntersuchung, einschließlich einer detaillierten Schadensaufnahme und Ursachenforschung sowie fachmännischer Analyse und Bewertung der Betonsubstanz, ist ebenso unabdingbar wie die Bereitschaft, die Betonfassade als Ergebnis einer gestalterischen Arbeit zu betrachten. Erst Individuallösungen anstelle von Standardsanierungen und die Tatsache, auch nach der Maßnahme weiterhin für die Wartung Verantwortung zu übernehmen, ermöglichen eine dauerhafte und denkmalgerechte Betonsanierung.

Susann Seyfert

*Kirchheimer Str. 186
73249 Wernau*



1 Säule im Eingangsbereich mit Schadstellen während der Sanierung.

2 Säule im Eingangsbereich mit Schadstellen nach der Sanierung.



Denkmalporträt



Gutes Rad war lieb und teuer Die Wagnererei Krieg in Gaggenau- Bad Rotenfels

Am 10. September 1944 traf ein Luftangriff die Hofanlage, die der Wagner Johann Franz Krieg 1785 in Rotenfels errichtet hatte. Neben dem Backofen hatte jedoch das um 1895 gebaute Werkstattgebäude der Wagnererei die Zerstörungen glücklich überstanden. Nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft nahm ein Nachfahre, der Wagnermeister Heinrich Krieg, 1945 seine Arbeit wieder auf und nutzte die Werkstatt bis zu seinem Tode 2002. Bis heute blieb die Wagnererei unverändert und in ihrer Ausstattung vollständig erhalten. Neben dem Schnittbock, einer Bandsäge und einer Bohr- und Drechselmaschine sind zahlreiche Spezialwerkzeuge zu besichtigen. Unterschiedliche Sägen, Hobel und Zugmesser mit gerader und gebogener Schneide, Schnecken-, Löffel- und Zentrumsbohrer, Schablonen, Stemmeisen, Schraubzwingen und Schmirgelriemen erzählen von der schweren und schwierigen Arbeit des Wagners.

In der Werkstatt entstanden die verschiedensten Arten von Wagen und Karren, Leitern, Kuh- und Ochsenjoche, Kummestollen, Rechen, Sensenwürfe, Dreschflügel, Stiele und Hälme jeder Art,

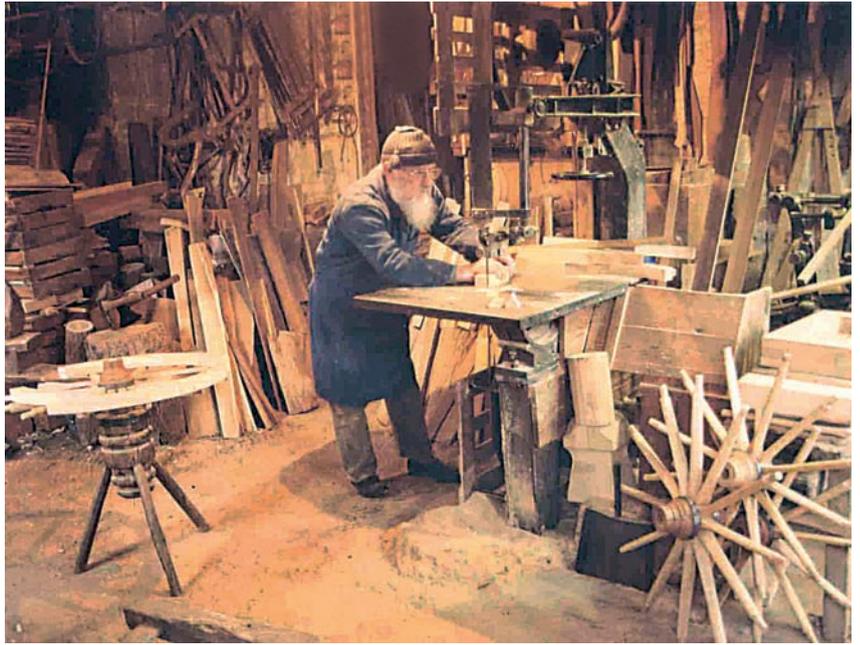
Holzteile des Pfluges und der Egge und manch andere Geräte für Land- und Forstberufe. Ganzer Stolz des Wagners war aber die Radherstellung, die aus Naben, Speichen und Felgen zusammengesetzt wurden. Die sorgfältige Fertigung der zahlreichen Einzelteile und ihre präzise Montage erforderten Geschicklichkeit, Kraft und vor allem gutes und scharfes Werkzeug. Unentbehrlich war die Hobelbank zum Einspannen und Festhalten der Arbeitsstücke und der Radbock zur Anpassung der Felgen, die man anschließend auftrieb. Die Speichen wurden in der „Radgrube“ eingesetzt, nur dort konnte die Nabe so fest eingespannt werden, dass ein Eintreiben der Speichen überhaupt möglich war.

1797, als auf dem Anwesen erstmals eine Werkstatt eingerichtet wurde, fanden in Rotenfels noch acht Wagner ihr Auskommen. Bevor sich die Landmaschinenindustrie mit ihren Erzeugnissen schließlich durchsetzen konnte, stellte die Werkstatt vor allem Ackerwagen her. Heinrich Krieg erhielt seinen Meisterbrief 1948 und arbeitete als letzter ortsansässiger Wagner hier bis zu seinem Tod. Ende der 1950er Jahre lösten allmählich in-



1 Nur noch das Eisen fehlt: Der Wagner auf dem Weg zum Schmied, 1954.

2 Ein Handwerker aus Passion: Heinrich Krieg in seiner Werkstatt, 1998.



dustriell gefertigte Gummiräder das hölzerne Wagenrad ab. Damit war die Wagnerarbeit unwirtschaftlich geworden. Neben der Landwirtschaft als ohnehin zweitem Standbein verdiente Heinrich Krieg als staatlich geprüfter Obstbauwart seinen Lebensunterhalt und betrieb die Wagnererei nur noch nebenher. Die wenigen heute noch tätigen Wagner beschränken sich überwiegend auf die Reparatur oder die Restaurierung älterer Fahrzeuge.

Mit der Werkstatt Krieg in Bad Rotenfels hat sich ein seltenes und sehr vollständiges Zeugnis eines alten, heute nahezu ausgestorbenen Handwerksberufs erhalten. Das kleine eingeschossige Fachwerkgebäude mit seinem Lehmstampfboden verfügt über einen Anbau mit Stall und Lager. In der Werkstatt befinden sich neben den historischen Maschinen und den zahlreichen Werkzeugen noch immer Halbfertigprodukte zur weiteren Verarbeitung, wie etwa Naben und Speichen, sowie

zur Trocknung gelagerte ausgesuchte Rohhölzer. Mitten in der Produktion wurde die Werkstatt verlassen – ein Wagner könnte ohne Vorbereitungszeit sofort wieder sein Handwerk ausüben – und dies macht die Besonderheit dieser Werkstatt aus. Äußerst eindrucksvoll ist das Meisterstück des letzten hier tätigen Wagners: Der 1948 angefertigte Ackerwagen hat nach wie vor seinen festen Platz neben dem kleinen denkmalgeschützten Gebäude.

Nach Voranmeldung kann die Wagnererei besichtigt werden: Franzjörg Krieg, Eisenbahnstr. 26, 76571 Gaggenau-Bad Rotenfels, Telefon: 0173/9290009, Email franzjoerg@gmx.de

Dr. Clemens Kieser
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

Rezensionen

Johann Josef Böker: Architektur der Gotik

Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen (Legat Franz Jäger) im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste Wien, Verlag Anton Pustet, Salzburg 2005. 464 Seiten mit 512 Abbildungen, 195,- Euro

Anzuzeigen ist ein großformatiges gewichtiges Werk mit den kommentierten Abbildungen von 428 mittelalterlichen Zeichnungen auf Pergament und Papier, bearbeitet vom Leiter des Instituts für Baugeschichte der Universität Karlsruhe J. J. Böker, eine Prachtpublikation. Die aufmunternde Warnung vorweg: Format (ohne Buchdeckel) 45 x 30 x 6 cm, fast 8 kg schwer. Sie führt eine bereits 1969 durch Hans Koepf vorgelegte Gesamtedition nach anderen Grundsätzen durch, bereichert um weitere 28 Zeichnungen, hauptsächlich auf Rückseiten entdeckt. Was hat aber eine Sammlung gotischer Baurisse in Wien und deren aufwendige Neupublikation, also wohlverwahrtes und gepflegtes Archivgut und hochbedeutsam für die Kenntnis der abendländischen Gotik, mit der baden-württembergischen Denkmalpflege zu tun, zumal die hierher gehörenden Bauten nur gering vertreten sind? Wenige Einzelblätter beziehen sich auf die Hauptkirchen in Freiburg i. Br., Esslingen, Ulm, Schwäbisch Gmünd, Schorndorf und Konstanz. Sie allein wären allerdings die Anzeige schon wert. Der Publikation sind aber noch mehr Anregungen zu entnehmen, die für die Denkmalpflege grundsätzlich von Interesse sind.

Zunächst die für das Land wichtigen Pläne: Das Freiburger Münster (16.821v, 16.869, 16.874) ist mit einem Chorgrundriss und zwei Turmaufrissen vertreten, ersterer ausgerechnet auf der Rückseite des Chorquerschnitts des Prager Veitsdoms, der als eigenhändige Zeichnung Peter Parlers gilt; allerdings scheint der Freiburger Grundriss erst viel später aufgetragen worden zu sein, was wegen der Einschätzung seiner Bedeutung sicher weiter diskussionswürdig ist. Auch liegen die Wanderwege mancher Pläne noch im Dunkeln und sind nur hypothetisch zu rekonstruieren. Mit der 1501 datierten Fassade der abgegangenen Spitalkirche zu Esslingen steht ein Sonderfall vor Augen. Hanns Böblinger hat ein Bauwerk von 1485–95 seines Vaters Matthäus abkonterfeit, wie er eigenhändig bestätigt; witzigerweise schaut er selbst einen Zoll-Maßstab haltend aus dem Dachfenster, als ob er seine Tätigkeit als Bauvermesser kommentieren und verewigen wollte – oder ist doch der Vater dargestellt, der den Entwurf zoll-

genau geliefert hat? Das Altarziporium der Frauenkirche von 1479 ist ebenso zu finden (17.096v) wie Lettner und Sakramentshaus von St. Dionys (16.896, 16.884 und 16.948, Letzteres nicht in der Frauenkirche, wie im Objektregister angegeben). Der Ulmer Münsterturmgrundriss um 1465 (16.850), sehr fragmentiert und ramponiert, besticht mit Gewölbeprojektionen und Profilen. Das Schlingrippengewölbe der Schorndorfer Marienkapelle (16.992v) war bekannt, während der Hinweis auf den Chor der Stiftskirche Backnang beim Grundriss der Vorderseite desselben Blattes neu ist. Der ebenfalls neu zugeordnete Grundriss Schwäbisch Gmünd Heiligkreuzmünsterchor (16.923, von Koepf noch auf Kronstadt/Siebenbürgen bezogen), verzichtet auf jede Detaillierung, lässt aber mit seinem Blindrillennetz den Konstruktionsvorgang nachvollziehen. Vom Schnegg im Konstanzer Münster (17.028, 17.055) gibt es Grund- und Aufriss übereinander, uns heute geläufige Darstellung, damals fortschrittlicher Ausnahmefall.

Die Planrisse, „offensichtlich der fast vollständige zeichnerische Nachlass einer ganzen Dombauhütte“ (J. J. Böker), lassen Einblicke in die Entwurfs- und Ideenwerkstatt des gotischen Kirchenbaus zu, wie es dem Blick allein auf die gebaute Architektur verwehrt bleiben müsste. Sie geben auch wegen ihrer weiten geografischen Streuung Kunde von den Kenntnissen wandernder Steinmetzen, die die Pläne vieler anderer Bauten mitbrachten und der Wiener Dombauhütte einverleibten. Mit dem gerissenen und gezeichneten Planwerk wird von den Zeichnungen zu Unterrichtszwecken (Lehr- und Lernmaterial, Schülerarbeiten), über abgemagerte Figurationen (Arbeits- und Studienblätter), den eigentlichen Entwurfs- und Ausführungszeichnungen (Werkpläne) und Plannacharbeitungen (Korrekturen beim Weiterbau) bis schließlich zum Schauplan und zur Präsentationszeichnung (etwa zur Empfehlung für den Auftraggeber) eine große Bandbreite plan-projezierter gotischer Architektur sichtbar. Riss ist also insofern beileibe nicht gleich Riss. Zu Papier bzw. Pergament gebracht wurden Grundrisse und Gewölbeprojektionen, Aufrisse (Fassaden) und Querschnitte, Detailzeichnungen mit Profilen und Maßwerk, Ausstattungsstücke wie Sakramentshäuser, Kanzel und Taufstein mit oft komplizierten Verschneidungen und Übereinander-Projektionen. Neue Hypothesen, Richtigstellungen oder präzisierte Erkenntnisse gibt es zuhauf: Maßstäblichkeit der Baurisse im Duodezimalsystem (1:6, 1:12, 1:24 usw.); der Nachweis maßstabähnlicher Einträge bereits für ca.1355 (z. B. im Grundriss des Augsburger Domostchors, worauf schon O. Kletzl 1939 verwies), während bisher der Aufriss des Frankfurter Domturms von Madern Gerthener 1415 als frühester Beleg galt;



der Hinweis, dass die Ineinanderprojektion mehrerer Schnittebenen der Überprüfung von Verjüngung und Tragfähigkeit jeder Geschossebene zu dienen hatte (und nicht etwa der Sparsamkeit an Zeichenmaterial); die bisher als „Baumaschinen“ laufenden Vorrichtungen (S. 145) werden jetzt präziser als Baukräne benannt, der Grundriss auf demselben Plan mit St. Leonhard in Frankfurt a. M. verknüpft; weitere Vorschläge zu Planidentifizierungen betreffen u. a. Emmersdorf, die Kartause Gaming, Melk, St. Theobald in Thann/Elsass, die Westempore von St. Maria am Gestade in Wien von Gregor Hauser (16.921v).

Die Abbildungsqualität der farbig reproduzierten Pläne ist vorzüglich. Über den Verzicht auf Maßstäblichkeit (oder unschöne Maßstableisten) ließe sich streiten. Da Faksimiles wie bei der Buchreproduktion unmöglich sind, wäre statt des Tributs an Lay-out-Ästhetik und damit Inkaufnahme willkürlicher Abbildungs-Größen dem Betrachter, der sich mit Maßangaben schwer tut, mit der Anwendung weniger Verkleinerungsmaßstäbe sicher besser geholfen gewesen. Viele Risse hätten sich exakt auf 1:2 (z. B. der schon genannte Ulmer Grundriss oder der Konstanzer Schnegg) oder 1:4 und 1:5 verkleinern lassen. Hilfreich sind viele Ausschnittvergrößerungen. Wie wichtig sie sind, kann man an Turmaufrisszeichnungen sehen, z. B. solche des (nicht gebauten) Nordturms des Wiener Stephansdomes (17.061, 105.067), deren verkleinerter Gesamtaufnahme bei 4,91 bzw. 4,78 m Originalhöhe keine Details mehr zu entnehmen sind. Alte Planzeichnungen sind wegen ihres Bildträgers und unterschiedlicher Strichqualität meist sehr schwer abbildbar. Die fotomechanische Wiedergabe im vorliegenden Werk bedeutet einen Riesengewinn gegenüber früheren Publikationen. erinnert sei an die Aufsehen erregende Veröffentlichung der großformatigen Regensburger Domturmfassadenrisse durch Heinz Rosemann 1924 (Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst) als Umzeichnungen. Die Pläne, in 1/7 der Originalgröße wiedergegeben, waren auf Anregung von Josef Ponten für das Werk „Architektur die nicht gebaut wurde“ gepaust worden. Dies galt damals als gewaltiger Fortschritt gegenüber der bis dahin allein existierenden stark vereinfachten Nachzeichnung Friedrich Adlers von 1875, noch in Georg Dehios Geschichte der deutschen Kunst (2. Bildband, 41930, Abb. 107) wieder abgedruckt und ungeeignet für Detailstudien. Vielleicht werden künftige Drucktechniken auch die Blindrillen (hervorgerufen durch zunächst farblos eingedrückte Risslinien) sichtbar werden lassen, deren eigene umgezeichnete Darstellung man bei der vorliegenden Publikation ebenso vermissen könnte wie die Abbildung der Wasserzeichen (die man bei Koepf, 1969, S. 55–57 zumindest in Pau-

sen der Restauratorin P. Meder abgebildet findet, allerdings noch ohne die ab 1961/66ff. erschienenen Datierungen G. Piccards wie Kronenzeichen, Ochsenkopf usw.).

Die Wasserzeichen (WZ) haben in der Neubearbeitung durch J. J. Böker viel zu genaueren Datierungen beigetragen und so manche überraschende Neuzuschreibung sichern geholfen. erinnert sei an die Auflösung des bisher postulierten Oeuvres Hanns Puchsbaums mit neuer Zuschreibung an Laurenz Spinning, der fast ein Vierteljahrhundert als Dombaumeister in Wien amtierte (1454–77). Die Einwölbung des Wiener Domlanghauses nach 1465 (statt bisher ab 1446) ist gut begründet, die Entzauberung Anton Pilgrams als Architekt und Planersteller, der nur von 1510 bis 1515 Dombaumeister war, kommt nicht ganz unerwartet. Das hat auch Auswirkungen bei der Beurteilung von Bauten hier im Lande, z. B. der Stadtkirche in Bad Wimpfen (S. 312 und 334). Andererseits bleiben einige Daten und Ableitungen problematisch trotz oder wegen der WZ. Wenn für die Zeichnung mit Rhombennetzgewölbe 16.993 das Münsterchorgewölbe Schwäbisch Gmünd, spätestens 1516 vollendet, als danach gebaute Architektur benannt wird, das WZ aber erst 1528 datiert, werden österreichische Vorbilder deshalb kaum glaubwürdiger. Der 1468 bezeichnete Grundriss eines Zentralraums 17.078 wird für den 1467 begonnenen Nordturm von St. Stephan in Wien in Anspruch genommen; das WZ datiert 1498/99, weshalb gewiss nicht von einer Vorstudie zum Wiener Kapellenraum die Rede sein kann.

Der Katalogtext setzt sich intensiv und sachlich mit der bisherigen Literatur auseinander, die ausführlich zitiert wird, und bleibt nicht am Vergleich von Plan und ausgeführter Architektur allein hängen. Er bringt oft nur nebenbei erstaunlich viele neue Resultate, die das Werk einzelner Baumeister und ihrer „Schulen“ klären helfen. Gerade der Umfang und die Vielfalt der Plansammlung ermöglichen die künftige Diskussion unterschiedlicher Fragen, die durch diese monumentale Edition erleichtert oder überhaupt erst möglich und angestoßen wird. So muss dieser Planfundus kein Arkanum weniger Spezialisten oder im „ungestörten Schlummer und Verborgenen“ bleiben.

Fazit: Das unvoreingenommene Studium von Originalen einer abgeschlossenen Epoche, seien es Pläne, seien es Bauten, kann immer wieder überraschend neue und gesicherte Erkenntnisse zutage fördern. Um diese überprüfbar zu machen, ist eine stimmige Materialvorlage Voraussetzung. Das Material selbst sind die mittelalterlichen Originale, nicht spätere Kopien oder Imitate. Materialvorlage auch deshalb, um Kenntnisse zu verbreiten und diese ohne auf Dauer schädliches In-die-

Hand-nehmen der Originale und ohne ständig neue Ortsbegehung nutzen zu können. Die Denkmalpflege ist erste und letzte Adresse für die Erhaltung und Publizierung historischer, nicht nur mittelalterlicher Originale aus abgeschlossenen

Perioden. Könnte die Lehre aus dem Studium mittelalterlicher Pläne und deren profunder Veröffentlichung noch deutlicher ausfallen?

Dr. Richard Strobel

Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau I – Nördlicher Teil

Halbband L–Z, hg. v. Alfons Zettler und Thomas Zotz, Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 15, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2006. Ca. 330 Seiten mit ca. 150 Abbildungen, 1 Kartenbeilage. ISBN: 978-3-7995-7365-8, 69,- Euro

Drei Jahre nach dem Erscheinen des ersten, inzwischen schon vergriffenen Bandes des Kompendiums über die Burgen im mittelalterlichen Breisgau (vgl. die Rezension in dieser Zeitschrift Jg. 33, 2004, 261 ff.) liegt nun der zweite Teilband vor, in dem die Burgen unter den Ortsnamen L–Z aus dem nördlichen Teil des Untersuchungsgebietes versammelt sind. Somit kann man jetzt für die Kreise Emmendingen und Freiburg-Stadt sowie den nördlichen Breisgau-Hochschwarzwald-Kreis auf ein insgesamt nahezu 600 Seiten mit ca. 270 Abbildungen umfassendes Burgeninventar zurückgreifen.

Die Beiträge zu dem wiederum von Alfons Zettler und Thomas Zotz betreuten Band haben nahezu 20 Mittelalterhistoriker und -archäologen verfasst. Beschrieben werden hier insgesamt 60 Objekte, unter denen sich allerdings auch wieder einige historisch ungesicherte „Burgställe“ befinden, die dann eher auf Verdacht verzeichnet und in der Diskussion gehalten werden, z. B. Mooswald, Reute, Wolfenweiler. Unter den historisch belegten und auch hinsichtlich ihres Standortes gesicherten Burgen trifft man wieder auf mehrere Anlagen, die eine über lokale Aspekte hinausreichende Rolle im regionalen Herrschaftsgefüge gespielt haben: Erwähnt seien etwa die Burgen „Landeck“ und „Nimburg“ bei Teningen, die „Limburg“ bei Sasbach oder die „Kastelburg“ oberhalb Waldkirch und die ihr benachbarte Burg Schwarzenberg.

Die Anlagen werden mit Blick auf die noch ablesbaren Geländebefunde, gegebenenfalls auch mit ihren sichtbaren baulichen Resten vorgestellt. Darauf folgt eine ausführliche, durch intensive Auswertung der Schriftquellen und Literatur fundierte Abhandlung der Geschichte nicht nur der Burg selbst, sondern auch der mit ihr jeweils verbundenen mittelalterlichen Siedlung. In den – leider nicht sehr zahlreichen – Fällen, in denen ar-

chäologische Befunde und Funde verfügbar sind, haben die Autoren diese Zeugnisse hinreichend gewürdigt. So ist in allen Fällen neben der Burgenbiografie auch eine kleine Ortsgeschichte entstanden. Eine Bibliografie, die die einschlägige orts- und objektbezogene Sekundärliteratur bis in ihre Verästelungen zur Kenntnis nimmt, steht am Ende eines jeden Artikels. Die Texte werden durch Ausschnitte aus modernen Karten, die jetzt, durchgehender als noch im ersten Band, größer gewählt sind und bei denen die Bildunterschrift nun auch das Erscheinungsjahr der Karte nennt, ferner durch historische Ansichten und Pläne sowie auch durch Luftbilder schwarz-weiß illustriert. Dem Band vorangestellt sind ein Verzeichnis der Kurztitel und Siglen sowie eine Konkordanz der Burgen- und Ortsnamen. Am Schluss des Bandes steht ein Glossar mit einer knappen Erläuterung von vorwiegend burgenkundlichen Fachbegriffen. Ein nach Orten, die häufig noch in sich nach einzelnen topografischen Objekten untergliedert sind, Personen und Sachen rubriziertes Register ermöglicht einen differenzierten Zugriff auf den Gesamtkatalog. Allerdings fragt man sich beim Sachregister, wenn man Begriffe findet wie „Annäherungshindernis“, „Burggraben“, „Burghügel“, „Dachstuhl“, „Graben“, „Kaplaneipfründe“ u. a. m., ob hier nicht ein allzu hoher Anspruch auf Perfektion die Feder geführt hat. Beigelegt ist, wie erhofft, eine topografische Karte (M 1:100 000), die alle in den beiden Bänden besprochenen 150 Anlagen verzeichnet. Die Signaturen unterscheiden zwischen genau zu verortenden Burgstellen, möglichen Burgenplätzen und nicht mehr näher lokalisierbaren Burgstätten. Hier zeigt sich dann auf einen Blick, was man auch schon während der Lektüre der Artikel vermuten konnte, dass der Anteil der nur erschlossenen mittelalterlichen Burgen verhältnismäßig hoch ist – ein Befund, der aber kein Breisgauer Spezifikum ist, sondern mit dem man in anderen Landschaften gleichermaßen zu kämpfen hat.

Nachdem nun die Hälfte der Wegstrecke zum Breisgauer Burgenbuch absolviert ist, sieht man erwartungsvoll den beiden abschließenden Bänden für die Anlagen des südlichen Gebietes – nämlich der Kreise Breisgau-Hochschwarzwald (südlicher Teil), Lörrach, Waldshut-Tiengen sowie des rechtsrheinischen Teils des Kantons Basel-Stadt – entgegen.

Dr. Alois Schneider



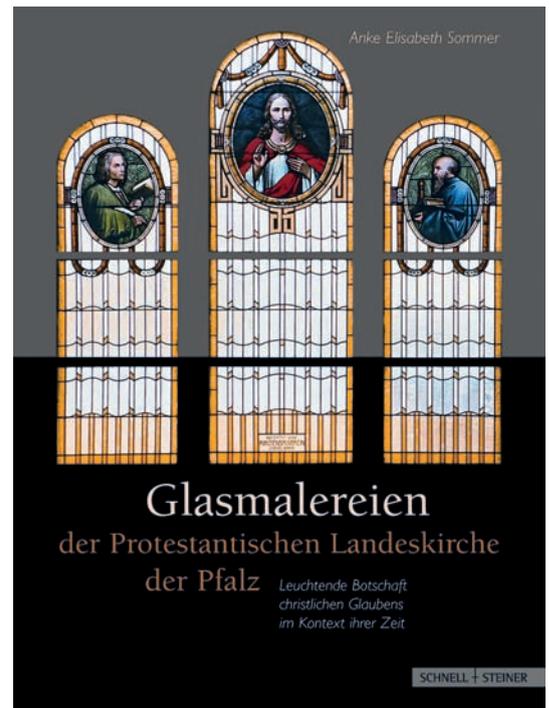
Anke Elisabeth Sommer:
Glasmalereien der Protestantischen
Landeskirche der Pfalz

Leuchtende Botschaft christlichen Glaubens
im Kontext ihrer Zeit, Verlag Schnell und Steiner,
Regensburg 2007.

344 Seiten, 527 farbige, 18 schwarz-weiße
Abbildungen, 1 Landkarte, 10 Zeittafeln
ISBN 978-3 7954-1952-3, 66,- Euro

Die Glasmalerei des Historismus war lange Zeit ein Stiefkind von Forschung und Denkmalpflege. Inzwischen scheint sich das zu ändern, was folgende Beispiele belegen. So wurde vom niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege im Mai 2007 ein Forschungsprojekt zur kirchlichen Glasmalerei zwischen 1800 und 1914 in Niedersachsen ins Leben gerufen. Für das Gebiet der Protestantischen Landeskirche der Pfalz hat Anke Elisabeth Sommer in einer beeindruckenden Leistung einen Katalog für den Zeitraum von 1888 bis 2000 als Dissertation im Fach Kunst- und Baugeschichte an der Universität Karlsruhe vorgelegt. Dieses Werk wurde nun in schöner Ausstattung als Buch herausgegeben und ist über die geografische Grenze des Forschungsgebiets hinaus von Interesse.

Neben Begriffsbestimmungen und einer Darstellung des Forschungsstandes der Glasmalerei in Deutschland, die in der Einleitung abgehandelt werden, sind es vor allem die Analysen am Schluss des Buches, die die Werke der pfälzischen Landeskirche wieder in Bezug zum gesamten Deutschland setzen. Auftraggeber, Vorbilder und Vorlagen, Themen und Motive werden systematisch aufgeführt, sodass sie als Richtschnur für die Bearbeitung anderer Denkmallandschaften gelten können. Tabellarisch werden Motive nach dem Zeitraum ihrer Entstehung erfasst, was nicht nur den Kunst-, sondern auch den Kirchenhistoriker interessieren dürfte. Von landesübergreifendem Inhalt sind die als Exkurse bezeichneten Texte im Kommentar. Hier werden unter anderem die Trennung von Staat und Kirche, das Eiserne Kreuz, das Dritte Reich, die Stuttgarter Firma für



Glasmalerei Saile, der Strukturwandel der Nachkriegszeit sowie der Heidelberger Fensterstreit behandelt. Weiter werden in den Exkursen herausragende Künstler gewürdigt. Besonders verdienstvoll ist das umfangreiche Bildmaterial, das auch inzwischen zerstörte Fenster mit berücksichtigt. Auffällig ist die Zurückhaltung der Autorin mit eigenen Wertungen zugunsten recht umfangreicher Zitate aus zeitgenössischen Quellen. Diese redliche und das Wissen sehr bereichernde Methode hätte aber gerne durch zusammenfassende Kommentare am Ende der chronologischen Kapitel ergänzt werden können.

Das Buch schließt mit einem chronologischen Katalog aller fassbaren Glasmalereien von 1888 bis 2005 und umfangreichen Registern. Der Leser aus Baden-Württemberg wird bei der Lektüre vielleicht bedauern, dass nicht sein Bundesland behandelt wurde. Immerhin wird er künftig beim Betrachten von Glasmalerei in weitergefassten Kategorien und Bezügen denken können.

Dr. Ute Fahrbach-Dreher

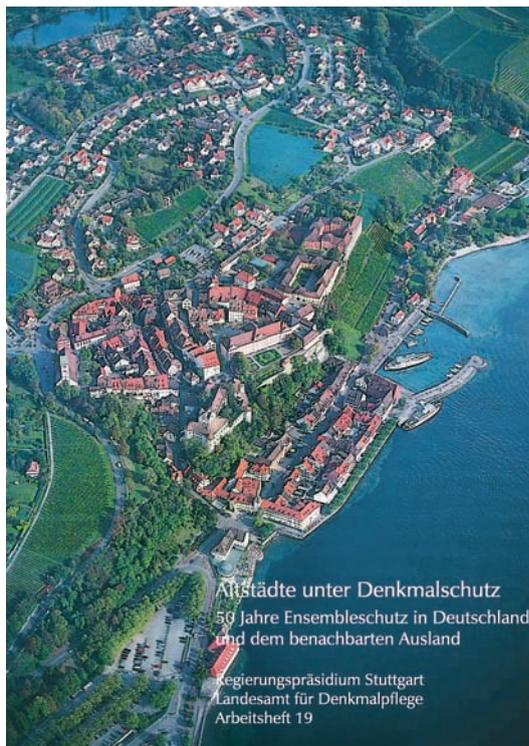
Neuerscheinungen

Altstädte unter Denkmalschutz

50 Jahre Ensembleschutz in Deutschland.
Internationale Tagung Meersburg,
28. bis 30. Oktober 2004.

Arbeitsheft 19,
hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart,
Landesamt für Denkmalpflege,
Theiss Verlag, Esslingen 2007.
196 Seiten mit 151 meist farbigen Abbildungen
ISBN 978-3-8062-2134-3,
25,- Euro

Meersburg am Bodensee ist die erste denkmalgeschützte Gesamtanlage in Baden-Württemberg und das älteste geschützte Altstadtensemble in Deutschland. Bei einer internationalen Tagung beschäftigen sich die Referenten aus Deutschland und dem europäischen Ausland mit Verfahren und Strategien bei der Unterschutzstellung, Methoden zur Erfassung und Bewertung sowie Grundsätzen und Erfahrungen beim Umgang mit



denkmalwerten Altstädten in Deutschland, der Schweiz, Italien und Tschechien.

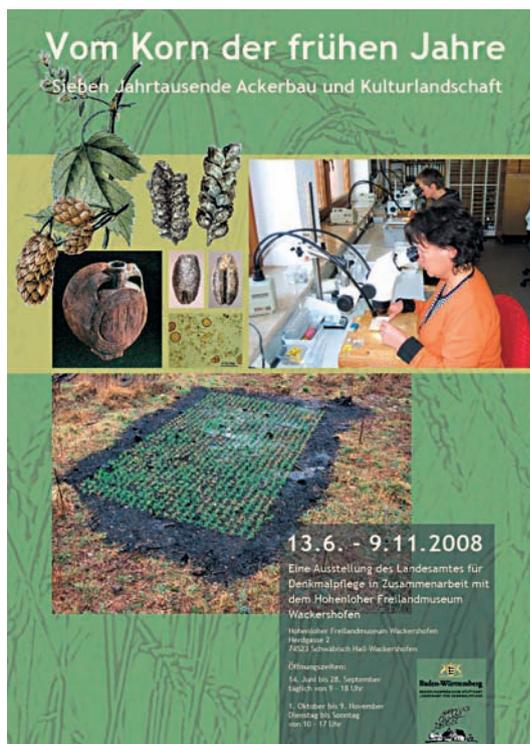
Ausstellungen

Vom Korn der frühen Jahre – Sieben Jahrtausende Ackerbau und Kulturlandschaft

13. Juni bis 9. November 2008
Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen
(bei Schwäbisch-Hall)

Vom 13. Juni bis zum 9. November 2008 befasst sich eine Ausstellung im Hohenloher Freilandmuseum Wackershofen mit der Agrargeschichte in Baden-Württemberg von den Anfängen in der Jungsteinzeit vor mehr als 7000 Jahren bis zur Gegenwart. Konzipiert wurde sie im Labor für Archäobotanik des Landesamts für Denkmalpflege. Es werden die herausragenden Ergebnisse dargestellt, die dort in 25 Jahren Forschungsarbeit zur Geschichte unserer Kulturlandschaft zusammengetragen wurden. Ein thematischer Schwerpunkt sind die Anbauversuche zur jungsteinzeitlichen Landnutzung im nahegelegenen Forchtenberg. Seit gut zehn Jahren werden hier die vor über 5000 Jahren praktizierten Wald-Feldbau-Verfahren experimentell nachvollzogen, mit überraschenden und Aufsehen erregenden Ergebnissen, die alle bisherigen Modellrechnungen über die Nahrungsversorgung in der Jungsteinzeit über den Haufen

werfen. Ein weiterer Themenschwerpunkt ist die Entwicklung vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit, ein Schlitterkurs zwischen Krise und Innovation, der anhand des pflanzlichen Materials aus der Lehm-magerung von Hauswänden nachgezeichnet wird. Auf diesem wissenschaftlich noch wenig beackerten Feld liefern in Zusammenarbeit



zwischen dem Landesamt für Denkmalpflege und dem Freilandmuseum mehrere Forschungsprojekte. Die zwischen Jungsteinzeit und Hochmittelalter liegenden Perioden kommen ebenfalls nicht zu kurz, vielmehr werden die jeweiligen Besonderheiten von der Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter vorgestellt. Ergänzt wird dieser Husarenritt durch sieben Jahrtausende Agrargeschichte um allgemeine Ausführungen zur Tierhaltung und Grünlandwirtschaft, zum Getreide- und Weinbau und zur Waldwirtschaft.

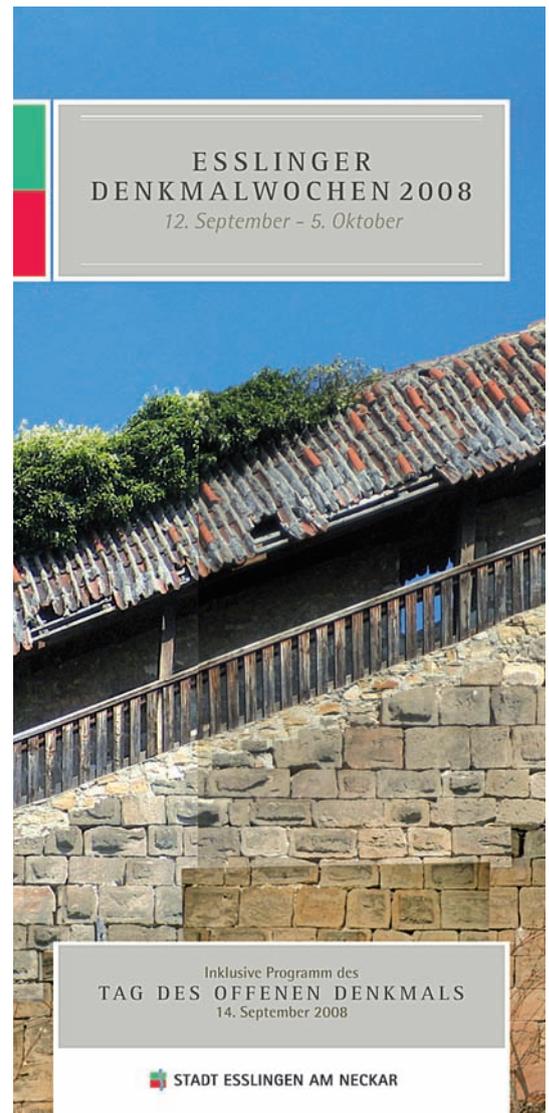
Esslinger Denkmalwochen 2008

13. September bis 5. Oktober

Die zentrale bundesweite Eröffnungsfeier des jährlich stattfindenden „Tag des offenen Denkmals“ wird 2008 in Esslingen am Neckar veranstaltet. Der Vorschlag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, diesmal die Stadt Esslingen in den bundesweiten Blickpunkt zu rücken, würdigt die herausragende Qualität und Dichte der Denkmalsubstanz dieser Stadt, aber auch die kontinuierliche Pflege des historischen Erbes: ca. 800 Kulturdenkmale mit einer sehr gelungenen Einbeziehung dieses Erbes in den Alltag.

Diese Würdigung gibt Anlass, den seit Jahren in der Stadt beliebten und sehr gut besuchten „Tag des offenen Denkmals“ zu erweitern um die „Esslinger Denkmalwochen 2008“ vom 13. September bis 5. Oktober 2008. Neben Orten und Geschichten, die manchem Esslinger bereits bekannt sind, werden dann auch generelle Fragestellungen und der aktuelle Umgang mit Denkmälern Thema sein. Zu den Veranstaltungen gehört auch eine öffentliche Tagung über die Techniken und Ergebnisse der aktuellen Bauforschung und Archäologie sowie die konkreten Anliegen eines Denkmalbesitzers bei Baumaßnahmen. Die Bandbreite der Veranstaltungen der „Denkmalwochen“ reicht von Vorträgen über Ausstellungen bis hin zu einer Filmreihe und Sonderführungen. Vielfältige Kulturveranstaltungen runden das Programm ab.

Die Stadt Esslingen am Neckar als Veranstalterin der „Esslinger Denkmalwochen 2008“ kooperiert für diese zahlreichen Veranstaltungen unter anderem mit dem Landesamt für Denkmalpflege, verschiedenen Kultureinrichtungen, den Kirchen, Architekten und Handwerkern – und vielen aktiven Bürgern der Stadt.



Das kostenlose Programmheft zu den „Esslinger Denkmalwochen 2008“ kann bei der Esslinger Stadtmarketing & Tourismus GmbH (EST) bestellt werden unter: Tel. 0711-396939-69; Fax -39 oder info@esslingen-tourist.de

Unter www.denkmalwochen.esslingen.de ist das aktuelle Programm abrufbar.

Das Gesamtprogramm zum Tag des offenen Denkmals mit allen Veranstaltungen in Baden-Württemberg liegt ab August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden aus. Außerdem kann es kostenlos über das Landesamt für Denkmalpflege bezogen werden: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Berliner Str. 12, 73728 Esslingen, Fax.: 0711-90445249, Email: Denkmaltag2008@rps.bwl.de (freigeschaltet ab Juli).

Grand angle sur le patrimoine: 40 ans d'inventaire en Alsace

10. Juni bis zum 6. Juli 2008
Karlsruhe, Ständehausstraße 2

Das Centre Culturel Franco-Allemand in Karlsruhe zeigt vom 10. Juni bis zum 6. Juli 2008 in der Stadtbibliothek Karlsruhe eine Wanderausstellung der elsässischen Denkmalpflege zum Thema Inventarisierung mit dem Titel „Grand angle sur le patrimoine: 40 ans d'inventaire en Alsace“. Zur Präsentation in Karlsruhe werden die Ausstellungstexte zusätzlich in einer deutschsprachigen Broschüre ausgelegt.

Die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg unterstützt diese Veranstaltung durch zusätzliche Ausstellungstafeln zur Inventarisierung in Baden und der Stadt Karlsruhe. Diese Zusatztafeln wer-

den durch das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Karlsruhe konzipiert und hergestellt.

Anlässlich der Ausstellung findet am 26. Juni 2008 (14–17 Uhr) im Centre Culturel Franco-Allemand in Karlsruhe, Kaiserstraße 160–162 ein Fachkolloquium zu Aspekten der Inventarisierung statt. In vier Vorträgen mit anschließender Diskussion sollen Methoden der Denkmalkunde im Elsass und Baden, die Erfassung von Bauten der 1960/70er Jahre und Bauten Karlsruher Architekten im Elsass vorgestellt werden. Als Teilnehmerkreis sind insbesondere Inventarisatoren, Bau- und Kunstdenkmalpfleger sowie Studenten und Dozenten der Universitäten Strasbourg, Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg und Stuttgart angesprochen. Die fachliche Vorbereitung dieses Fachkolloquiums liegt bei der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg.



Abbildungsnachweis

U1, U2 RPS, I. Geiger-Messner; S67u, S68u LAD, Th. Bethlehem; S68o LAD, E. Lieb; S69, S70u, S71, S74, S75o, S76 S. King; S70o Abb. 3, re: Denkmalpflege Freiburg, li: S. King; S72, S73u, S75u S. King, auf Grundlage einer photogrammetrisch erstellten Zeichnung durch gbvd, Müllheim vom Münsterbauverein zur Verfügung gestellt; S73o A. Hirsch, Freiburg, auf Grundlage einer photogrammetrisch erstellten Zeichnung durch gbvd, Müllheim vom Münsterbauverein zur Verfügung gestellt; S77o Augustiner Museum, Freiburg, Kasten 26; S77u RPF, B. Volkmer; S78ol M. Strotz; S78or Stadttarchiv Freiburg, M 7031; S78ul Stadttarchiv Freiburg; S78ur Augustiner Museum, Freiburg, D63/12; S79o Universitätsarchiv Freiburg, A90/8; S79u Augustiner Museum, Freiburg, 2005/384; S80o Augustiner Museum, Freiburg, Kasten 26; S80u RPF, Referat Denkmalpflege (M. Untermann); S81 RPF, Referat Denkmalpflege; S82, S83, S84or, S84u, S85–87 J. Banck-Burgess; S83u, S84ol Aufnahme: Y. Mühleis, LAD; S88o Aus: Daniel Westerberger, S. 59; S88u Holzmanufaktur Dez. 2007; S89ol Holzmanufaktur Aug. 2007; S89or Denkmalpflege in Hes-

sen 1/1990; S89ul RPS, I. Geiger-Messner; S89um, S89ur Archiv Johannes Cramer, Frankfurt/Berlin; S90 Holzmanufaktur 2001; S91 Holzmanufaktur Nov. 2007; S92ol Holzmanufaktur 1990; S92or Aus: Abraham Bosse: Die wütenden Jungferneinseln, Gespräch der weltlichen Freuden um 1635; S93 Holzmanufaktur; S94ol Holzmanufaktur 2007; S94or Holzmanufaktur Nov. 2005; S95, S97–100 L. Schreiber/2007; S96 L. Schreiber/2006; S101–102 RPT, Ref. 25 Denkmalpflege; S103o J. Werner, Durbach; S103u LAD, U. Plate; S104 R. Wolf, Marbach a. Neckar; S105o G. Kreutz, Offenburg; S105u, S106ul D. Küchler, Friolzheim; S106ur, S107 W. Rößler, Sigmaringen; S108–109 H. Friesch; S110 Zimmerei Beck, Grosselfingen; S111, S112 J. Feist; S113, S114ur LAD, K. Fisch; S114ul Architekturbüro huw Hans Ulrich Wahl, Baurenhau 2/1, 72661 Grafenberg; S115–116 F. Krieg.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

**Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 - 0
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 130

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 Denkmalpflege**

Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

**Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege**

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

**Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 800709
70507 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

**Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege**

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31



Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Mittwoch an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de